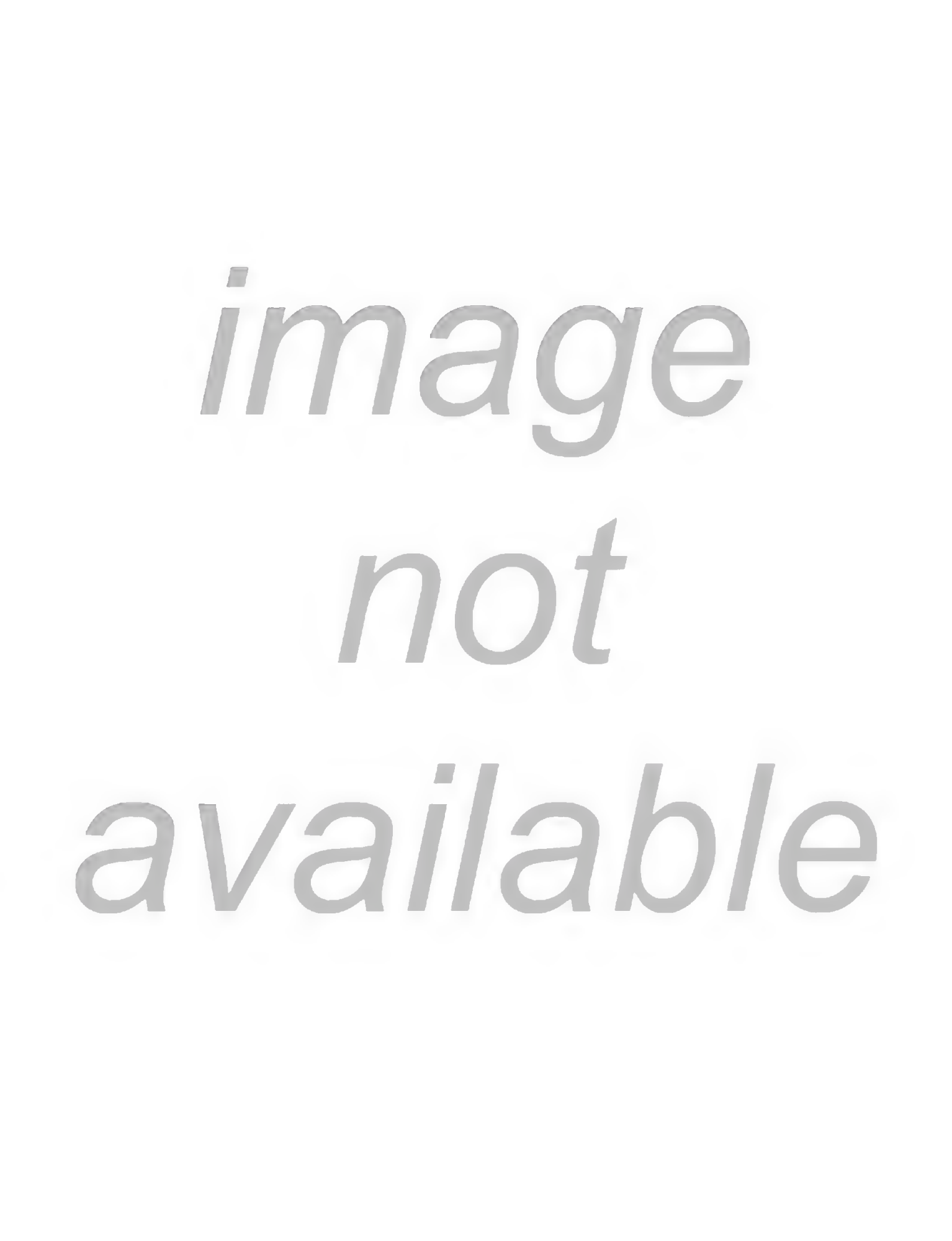


image
not
available

#3244

Regeln für die Bibliothek

—des—

St. Aloysius Juenglings-Vereins.

1. Alle Mitglieder der St. Joseph's-Gemeinde haben das Recht gegen eine monatliche Gebühr von fünf Cents, Bücher aus der Bibliothek zu leihen. Mitglieder des St. Aloysius Jünglings-Vereins, und diejenigen Personen, welche bei der Auflösung des Carl Borromäus-Lesevereins, Mitglieder desselben waren, können Bücher unentgeltlich bekommen.

2. Die Bibliothek soll jeden Sonntag-Vormittag von 9 bis 10 Uhr, und nach dem Hochamte bis 12 Uhr offen sein. An die Mitglieder des St. Aloysius Jünglings-Vereins sollen jeden Montag-Abend von ½8 bis 9 Uhr, Bücher ausgegeben werden.

3. Jede Person welche berechtigt ist Bücher zu leihen, soll eine Bibliotheks-Karte bekommen; und dürfen Bücher nur gegen Vorzeigen der Karte ausgegeben werden.

4. Es soll Niemand mehr wie drei Bücher zu gleicher Zeit bekommen, und dürfen dieselben nicht länger als vier Wochen behalten werden. Wenn Jemand Bücher länger als vier Wochen behält, so soll er von dem Bibliothekar schriftlich aufgefordert werden, dieselben binnen einer Woche zurückzubringen, und soll die betreffende Person für jede Woche Ueberzeit, auf eine Monat von dem Recht, Gebrauch von der Bibliothek zu machen, suspendirt werden.

5. Wenn Jemand Bücher beschädigt oder verliert, so soll er den Schaden nach Gutdenken des Comites ersetzen. Weigert sich Jemand dieses zu thun, so hat er keinen Anspruch mehr auf die Bibliothek.

Achtungsvoll,

Milwaukee, d. 1. Sept. 1872. **Das Comite.**

Die Ostereier.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam.

Der Weihnachtsabend.

Drei Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde

von

Christoph von Schmid.

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstichen und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

7852403

Mem
PT
2504
S88
A6
1864

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Die Ostereier.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Die

Ostereier.

Eine Erzählung

zum

Ostergeschenke

für

Kinder.

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Vorerinnerung

an

die Kinder.

Die folgende kleine Erzählung ward schon einmal vielen Kindern, die längst zuvor über den hohen Sinn und die schöne Bedeutung des heiligen Osterfestes unterrichtet worden zu einer lehrreichen und angenehmen Unterhaltung vorgelesen, und nicht nur die Kinder, sondern auch mehrere Erwachsene hörten sie mit Freuden an.

Weil ich nun dachte, daß diese Erzählung auch euch, meine lieben Kinder — ja wohl auch euren größern Geschwistern und selbst euren Eltern — Vergnügen machen dürfte, so ward sie als ein kleines Ostergeschenk für euch gedruckt.

Digitized by Google

Die Erzählung handelt, wie es der Titel ſagt, freilich nur von einer Kleinigkeit — den Oſtereiern; indeß werdet ihr gewiß gerne leſen, wie auch die kleinſte Gabe Gottes — ein Ei! — ein großes Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes, und eine mannigfaltige Wohlthat für die Menſchen ſei; ja wie Gott ſich oft einer geringen Sache bediene, ſeine heilige Vorſicht und liebreiche Vaterſorgfalt an den Menſchen zu verherrlichen.

Dieſe und andere gute Lehren ſind in dieſem Büchlein die Hauptſache; das Uebrige ſoll bloß dazu dienen, euch eine unſchuldige Freude zu machen — wie etwa eure Mutter euch auf das Oſterfeſt ein Ei ſchenkt, das nicht nur durchaus voll kräftiger Nahrung iſt, ſondern auch durch ein gefälliges Aeußeres und eine freundliche Farbe das Auge vergnügt.

Der Verfaſſer.

Erstes Kapitel.

„O wehe, da gibt's noch nicht einmal Hühner!“

Es lebten einmal vor vielen hundert Jahren in einem kleinen Thale tief im Gebirge, einige arme Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felsen eingeschlossen. Die Hütten der armen Leute lagen im Thale umher zerstreut. Einige Kirschen- und Pflaumenbäume bei jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren all ihr Reichthum. Indeß erwarben sie noch Einiges mit Kohlenbrennen für die Eisenschmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, so waren sie dennoch ein sehr glückliches Völklein; denn sie wünschten sich nicht mehr. Sie waren bei ihrer harten Lebensart, bei steter Arbeit und strenger Mäßigkeit vollkommen gesund, und man sah in diesen armen Hütten — was

man in Paläſten vergebens ſuchen würde — Männer, die über hundert Jahre alt waren.

Eines Tages, da ſchon der Haber anfing, ſich zu bleichen und es in dem Gebirge ſehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hütete, faſt außer Athem nach Hauſe geſprungen, und brachte ihren Eltern die Nachricht, es ſeien fremde Leute in dem Thale angekommen, von gar wunderſamer Tracht und ſeltſamer Redensart — eine vornehme Frau und zwei Kinder, und ein ſehr alter Mann, der, ob er gleich ſehr prächtige Kleider anhabe, dennoch nur ihr Diener ſcheine. „Ach," ſagte das Mädchen, „die guten Leute ſind hungrig und durſtig und ſehr müde. Ich traf ſie, als ich eine verlorne Ziege ſuchte, ganz abgemattet im Gebirge an, und zeigte ihnen den Weg in unſer Thal. Wir wollen ihnen doch etwas zu eſſen und zu trinken hinaustragen, und ſehen, ob wir ſie dieſe Nacht bei uns und den Nachbarn nicht unterbringen können." Die Eltern nahmen ſogleich Haberbrod, Milch und Ziegenkäſe und gingen hin.

Die Fremden hatten ſich indeß in den Schatten einer buſchigen Felſenwand gelagert, wo es ſehr kühl war. Die Frau ſaß auf einem bemoosten Felſenſtücke, und hatte ihr Angeſicht mit

einem weißen Schleier von feinem Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderſchönes Fräulein, ſaß ihr auf dem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beſchäftigt, das ſchwer beladene Maulthier abzupacken, das ſie

bei sich hatten. Das andere Kind, ein munterer schöner Knabe, hielt dem Thiere einige Disteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und sein Weib näherten sich der fremden Frau mit Ehrerbietung. Denn an ihrer edlen Gestalt, ihrem Anstande und ihrem langen, weißen Gewande merkte man sogleich, daß sie von hohem Stande sein müsse. „Sieh' nur, sagte die Kohlenbrennerin leise zu ihrem Manne, „den zierlich ausgezackten, stehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — potz tausend! — sogar die Schuhe sind so weiß, wie Kirschenblüthe, und mit silbernen Blümchen geziert!" Der Mann tadelte aber sein Weib und sagte zu ihr: „Dir steckt doch nichts im Kopfe als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemt eine vornehmere Kleidung. Indeß macht das Kleid den Menschen um nichts besser, und mit den zierlichen Schuhen hat die gute Frau wohl schon manchen harten Tritt thun und manche rauhe Wege gehen müssen."

Der Köhler und die Köhlerin boten der fremden Frau jetzt Milch, Brod und Käse an. Die Frau schlug den Schleier zurück, und Beide wunderten sich über die Schönheit und die edle, sanfte Gesichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich, und ließ sogleich das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken — und die hellen Thränen drangen ihr aus den Augen, und benetzten die blühenden Wangen, als die Kleine die Schale mit beiden Händen festhielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbei und trank auch. Darauf theilte sie von dem Brode aus — und dann trank sie erst selbst, und aß von dem Brode. Der fremde Mann aber schnitt große Stücke von dem Käse ab, und ließ sich ihn sehr gut schmecken. Während sie aßen, kamen aus allen Hütten die Kinder, Mütter und Väter herbei, standen im Kreise umher, und betrachteten neugierig und wundernd die neuangekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann satt war, bat er flehentlich, die Leute möchten der Frau doch in

Digitized by Google

irgend einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sondern Alles, was sie nöthig habe, reichlich bezahlen. „Ach ja," sagte die Frau mit sanfter lieblicher Stimme, „erbarmet euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwei Kleinen, die durch ein schreckliches Schicksal aus ihrer Heimath vertrieben worden." Die Männer traten sogleich zusammen, und hielten Rath, in welches Haus man sie am füglichsten aufnehmen könne.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelsen ein Bächlein hervor, stürzte sich schäumend und weiß wie Milch, von Felsen zu Felsen, und trieb eine Mühle, die gleichsam nur so an dem Felsen dort hing. Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freilich war es, wie alle übrigen Häuser im Thale, nur ganz von Holz; aber gar freundlich anzusehen, von Kirschenbäumen lieblich beschattet, und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieses Häuschen bot der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Häuschen da droben,“ sagte er, indem er mit der Hand hinauf zeigte, „räume ich Euch, wie es dasteht, herzlich gern ein. Es ist funkelnagelneu, und noch kein Mensch hat darin gewohnt. Ich baute es eigentlich, um einmal dahin zu ziehen, wenn mich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — Ihm sei Dank! — so wunderbar für Euch sorgt! Erst gestern bin ich damit vollends fertig geworden, und heute könnet Ihr nun schon einziehen — gerade so, als wenn ich es nur für Euch gebaut hätte. Es wird euch gewiß gefallen!“

Die gute Frau war über dieses freundliche Anerbieten hoch erfreut. Nachdem sie etwas ausgeruht hatte, ging sie sogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme, und der alte Mann führte den Knaben an der Hand. Der Müller aber besorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen zur großen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tische, einigen Stühlen und Bettstätten war es schon versehen. Schöne Teppiche und prächtige Decken

zur Nachtruhe hatte die Frau, auf dem Maulthiere, mitgebracht. Sie übernachtete daher sogleich da, und dankte Gott mit ihren beiden Kleinen vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß Er sie nach langem Herumirren einen so angemessenen Zufluchtsort habe finden lassen. „Wer hätte es geglaubt," sagte sie, „daß ich, in Palästen erwachsen, mich noch glücklich schätzen würde, in eine solche Hütte aufgenommen zu werden? Wie nöthig hat auch der Höhere gegen den Niedrigsten gut und gefällig zu sein! Könnte er auch so hart sein, es nicht aus Menschenfreundlichkeit zu thun, so sollte ihn doch die Klugheit dazu bewegen. Denn kein Mensch weiß, was ihm bevorsteht."

Am folgenden Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren Kleinen aus der niedern Wohnung hervor, sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Denn am Tage zuvor waren sie dazu allzumüde. Mit Entzücken betrachtete sie die schöne Aussicht ins Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief unten im grünen Thale wie hingesät,

nur immer zwei oder drei beisammen. Das Mühlbächlein schlängelte sich hell wie Silber mitten durch das Thal. Die bunten Felsen voll grüner Gesträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, so wie sie jetzt von der Morgensonne beleuchtet waren, nicht schöner malen können.

Der alte Müller kam, sobald er die Frau mit ihren Kindern erblickte, sogleich aus der Mühle

heraus, und über den schmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr," rief er, „ein schöneres Plätzchen, als dieses, gibt es doch im ganzen Thale nicht! Hier scheint die Morgensonne immer am ersten hin. Wann die Hütten da unten, wie eben jetzt, noch im schwarzen Schatten liegen, so ist da droben schon Alles von der Sonne wie vergoldet. Ja oft, wann in dem tiefen feuchten Thale kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren blauen Himmel."

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das sich beständig so geschäftig umdrehte, am besten. Den Knaben ergötzte besonders das Klappern der Mühle, und das Rauschen des Wassers, das siedende Milch zu kochen schien. Das Mädchen hingegen hatte, wie sie sagte, ihre vorzügliche Freude an den funkelnden Edelsteinen von allen Farben, die im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, sich einzurichten, so gut es in diesem armen Thale sein

konnte. Die Leute wetteiferten, sie mit Lebensmitteln, mit Brennholz, irdenem Küchengeschirre, und andern Kleinigkeiten zu versehen. Das Mädchen, das ihr zuerst den Weg in das Thal gezeigt hatte und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienst.

„Vor Allem brauche ich Eier!“ sagte die Frau, als sie sich zum Kochen anschickte. „Sieh doch, daß du mir für Bezahlung einige auftreibest.“ „Eier?“ fragte Martha ganz verwundert. „Je, wozu denn?“ „Närrisches Mädchen,“ sagte die Frau, „wozu? — zum Kochen. Geh nur, und mache, daß du bald wieder kommest.“ „Zum Kochen?“ sagte das Mädchen; „aber die Vögelein haben ja nun keine Eilein mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Personen hätten ja wohl einige hundert Eilein von Finken oder Hänflingen nöthig, sich satt zu essen.“ „Was plauderst du da,“ sagte die Frau; „wer redet denn von denn Eierchen der Vögelein. Ich meine Eier von Hühnern.“ Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „Was das für Vögel sind, weiß ich

gar nicht. In meinem Leben habe ich noch keine gesehen."

„O weh," sagte die Frau, „da gibt's noch nicht einmal Hühner."

Denn da die Hühner erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, so war damals in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas so Seltenes, als jetzt ein Pfau. Die Frau wußte sich, da hier auch nichts von Fleischspeisen zu haben war, in ihrer kleinen Küche fast nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht," sprach sie, „was es um ein Ei für eine Wohlthat Gottes ist, bis jetzt, da ich keines haben kann. So ging's mir aber auf meiner Wanderung schon mit hundert Dingen. Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem sie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerksam machen, und uns Dankbarkeit lehren."

Die gute Frau mußte sehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was sie nur immer glaubten, daß ihr angenehm sein könnte. Wenn der Müller eine schöne Forelle, oder ein

Köhler ein paar Krametsvögel fing, so brachten sie ihr dieselben sogleich. Die größten Dienste that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatte noch einige goldene Kleinodien und kostbare Edelsteine. Von diesen gab sie ihm von Zeit zu Zeit, und er verreiste damit, und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurück kam, brachte er immer Allerlei mit, das er für die kleine Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten jedoch, daß die Frau nach seiner Zurückkunft oft sehr traurig war, und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gar gern dahinter gekommen, wer sie denn eigentlich sei, und woher sie komme. Allein sie selbst zu fragen hatten sie den Muth nicht. Der alte Mann aber sagte ihnen, wenn sie ihn fragten, so seltsame Namen, daß sie dieselben kaum nachsprechen konnten, und sie in einer Viertelstunde schon wieder vergessen hatten, bis sie endlich merkten, daß der muntere Greis sie nur zum Besten habe. Da machten sie sich an die Kleinen. „Sag' uns doch," sagten sie zum Knaben, „wie heißt denn deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht

weiter ſagen. Sag es uns nur in's Ohr.“ Da ſagte ihnen denn das Kind ſehr geheimnißvoll, aber auch ſehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt eigentlich Mama.“ Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die Leute mußten es alſo der Zeit überlaſſen, dieſes Geheimniß zu enthüllen.

Zweites Kapitel.

„Gottlob, nun sind doch einmal die Hühner da!“

Einmal kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reise heim, und trug einen Hühnerstall auf dem Rücken. In dem Stalle waren ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale den alten Mann kommen sahen, liefen sie alle zusammen; denn er brachte ihnen immer etwas mit — weißes Brod, Mandelkerne und Zibeben, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen oder sonst eine Kleinigkeit.

Diesmal waren die Kinder sehr neugierig, was denn in dem vergitterten Kästchen sei, das fast ganz mit Tuch bedeckt war, so daß man nicht recht hinein sehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwei Kleinen sogleich freudig heraus kam und ihn grüßte. „Gottlob," rief das kleine Fräulein und klatschte in die Hände, „nun sind doch einmal die Hühner da!"

Der Mann stellte den Kasten nieder, öffnete das Thürchen, und da kam denn zuerst ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erstaunten. „Was für ein sonderbarer Vogel das ist!" riefen sie; denn wie man ihn heiße, wußten sie noch nicht. „In unserm Leben haben wir noch keinen so schönen Vogel gesehen! Was er für eine schöne Krone auf dem Kopfe hat, noch schöner roth, als Kornblumen; und wie wunderschön bräunlich und gelblich seine Federn schimmern, noch schöner als reifes Getreid in der Abendsonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, fast wie eine Sichel gekrümmt!" Auch die Hennen gefielen ihnen sehr wohl. Es waren ein Paar Schwarze mit hoch-

rothem Kamme, ein Paar Weiße mit Schöpfen, und ein Paar Röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau ſtreute den Hühnern einige Hände voll Haberkörner hin. Die Hühner pickten ſie geſchäftig hinweg, und die Kinder ſtanden und knieten im Kreiſe umher, und ſahen mit vergnügten Geſichtern zu.

Als der Haber aufgefreſſen war, da ſchwang der Hahn die Flügel und krähte — und alle Kinder lachten laut zuſammen, ſo freuten ſie ſich darüber. Und im Heimwege ſchrieen die Knaben alle: „Kikiriki“ und die Mädchen machten es ihnen wohl auch nach, aber doch nicht gar ſo laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten ſie von den Wundervögeln, die viel größer ſeien, als die Ringeltauben, ja wohl größer, als die Raben, und wie ſie ſo ſchöne Farben hätten, noch viel ſchöner, als alle Vögel im Walde. „Und,“ ſagte die kleine Maria, Marthas geſprächiges Schweſterlein, „wie ſie ſo ein rothes Käpplein auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bei keinen Vögeln des Waldes gebräuchlich geweſen.“ Auch die Eltern wurden neugierig und kamen, die fremden Vögel

zu sehen, und waren nicht weniger darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ sich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte einmal den Kindern aus dem Thale das Nest, und die Kinder wunderten sich alle laut über die Menge von Eiern. „Fünfzehn Eier!“ riefen sie; „die Holztauben legen nur zwei, andere Vögel nur fünf Eier. O wie wird die Henne so viele Junge auffüttern!“

Da die Jungen anfingen, auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ sie rufen. Es kamen aber, da es eben Feiertag war, auch viele große Leute mit. Die Frau zeigte ihnen ein aufgepicktes Ei. O wie freuten sich die Kinder, als das junge Hühnlein so geschäftig pickte, herauszukommen. Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Bewunderung noch größer, daß das kleine Vögelein schon über und über so schöne gelbe Flaumfederlein habe, so munter aus den schwarzen Aeuglein blicke, und

sogleich davon laufen könne, da doch andere junge Vögelein nackt, blind und ganz hülflos zur Welt kämen. „Das ist doch etwas Unerhörtes!“ sagten die Kinder; „solche Vögel gibt es in der ganzen Welt nicht mehr.“

Als die schöne, glänzend schwarze Glucke mit dem purpurrothen Kamme, in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen, das erste Mal auf den grünen Rasen herausschritt, da war die Freude der Kinder und Eltern gar über alle Weise. „Schöneres kann man doch nichts sehen!“ sagte ein Köhler. „Und horcht nur,“ sprach eine Köhlerin, „wie die Alte den Jungen lockt, und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verstehen, und sogleich folgen. Es wäre zu wünschen, daß ihr Kinder auch immer so auf den Ruf ginget!“

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen, um es näher zu betrachten. Das kleine Dingelchen schrie aber kläglich, und auf das Geschrei schoß die Alte plötzlich und mit weitgeöffneten Flügeln herbei, und flog dem Knaben, der heftig erschrack und jammernd um Hülfe rief, auf den

Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augenblicklich wieder hätte laufen lassen. Der Vater schmähte den Knaben, und die Mutter sagte: „Wie das treue Thier sich seiner Jungen so eifrig annimmt! Menschen können sogar von ihm lernen."

Wann die Henne nur einen guten Bissen fand, so erhob sie sogleich ein Geschrei, und die Jungen eilten alle zusammen. Die Alte zerhackte ihn erst mit ihrem Schnabel, und legte ihnen gleichsam vor. Jedermann wunderte sich, daß so junge Thierchen, die nicht viel über einen Tag alt waren, nicht nur sogleich laufen, sondern auch schon fressen konnten.

Da jetzt die Sonne sich etwas unter die Wolken verbarg, so sammelten sich alle Jungen unter die Alte, und versteckten sich da, um sich zu wärmen. „Das ist noch das Allerschönste," sagten die Leute. „Es ist gar artig und munter, wie hie und da ein Köpfchen unter den Flügeln der Henne hervorsieht, oder sich ein Junges her-

vorwagt, und sogleich wieder an einer andern Stelle unter sie hineinkriecht.“

Der Müller, der in seiner weißbestäubten Kleidung in Mitte der schwarzen Köhler sich gar sonderbar ausnahm, aber auch an Einsicht sich eben so vor ihnen auszeichnete, sprach: „Was das doch für ein Wunderding mit diesen fremden Vögeln ist! Gott offenbart sich uns zwar überall in seinen Werken; aber wenn wir etwas Ungewöhnliches sehen, fällt uns seine Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es ist, daß diese kleinen Vögelein sogleich laufen und fressen können; wenn die Alte so vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde sie nicht fertig! Wie gut ist's, daß schon die Natur der Jungen so ist, der Alten nachzulaufen und ihrer Stimme zu folgen. Liefen sie, weil sie doch auf der Stelle laufen können, sogleich auseinander; die Alte könnte sie nicht mehr zusammen bringen, und die Jungen gingen verloren. Besonders wundert mich aber, wo die Henne den

Muth herrinmt, ihre Jungen so tapfer zu vertheidigen! Habe ich mich doch oft schon über die Hühner geärgert, und sie dumme Thiere gescholten, weil sie allemal, so oft ich an ihnen vorbei ging, vor Furcht scheu auseinander flogen, obwohl sie längst merken konnten, daß ich ihnen nichts zu Leid thue. Und nun ist die Natur der Glucke henne ganz verändert, und sie setzt sich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergötzt, wie die Hennen um einen Bissen zanken, oder wie diejenige, die ein größeres Bröcklein fand, so neidig ist, und sogleich davon lauft, und wie die andern ihr nachlaufen, und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat diese Henne ihre Gefräßigkeit ganz abgelegt, und ruft den Jungen selbst, und rührt nichts an, bis alle satt sind. Ich glaube, das gute Thier stürbe lieber selbst Hungers, als daß sie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Diese zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für sie aufsucht, sie ernährt, sie beschützt, sie unter ihren Flügeln wärmt, hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich ist Gott für diese jungen Hühnlein besorgt! Und

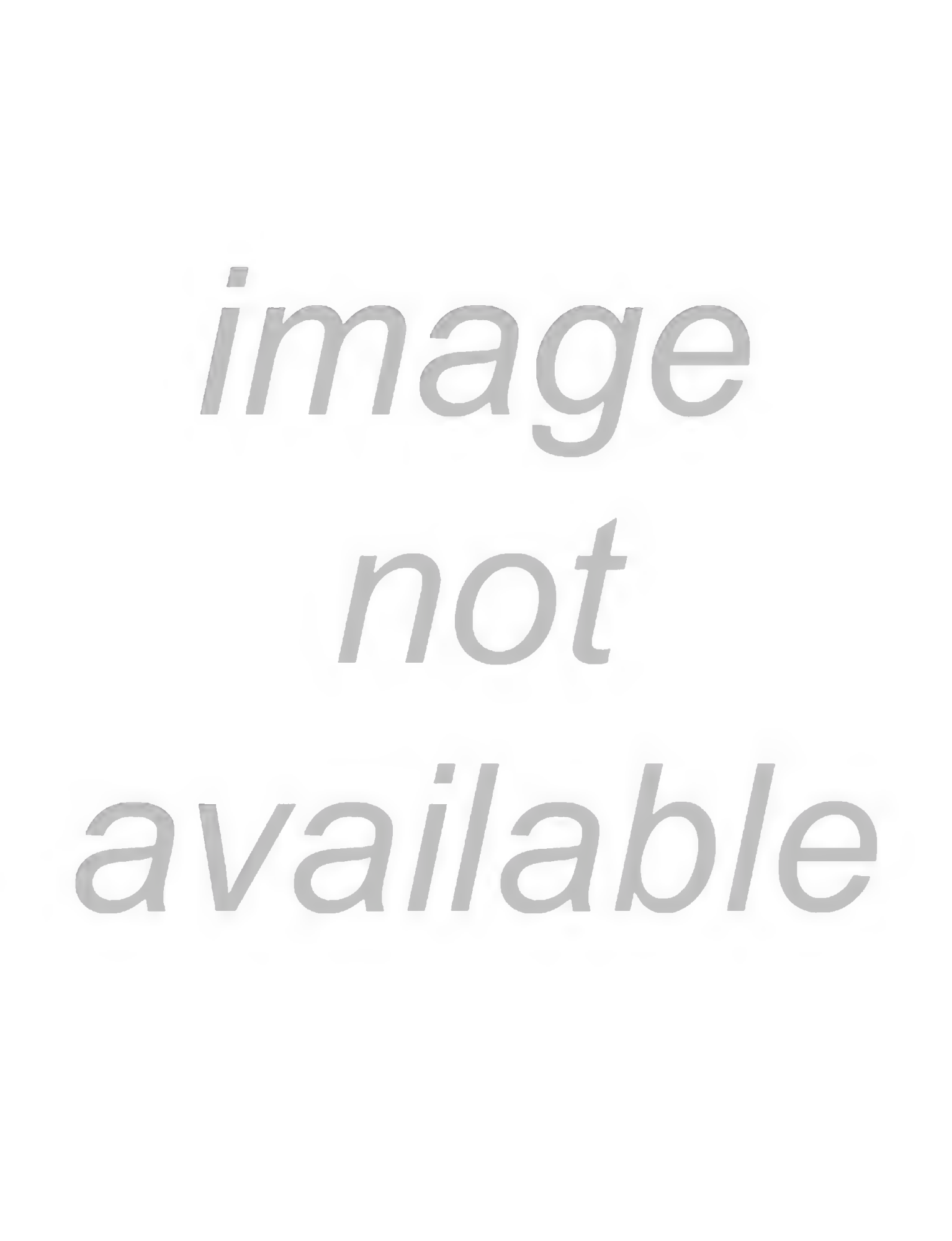


image
not
available

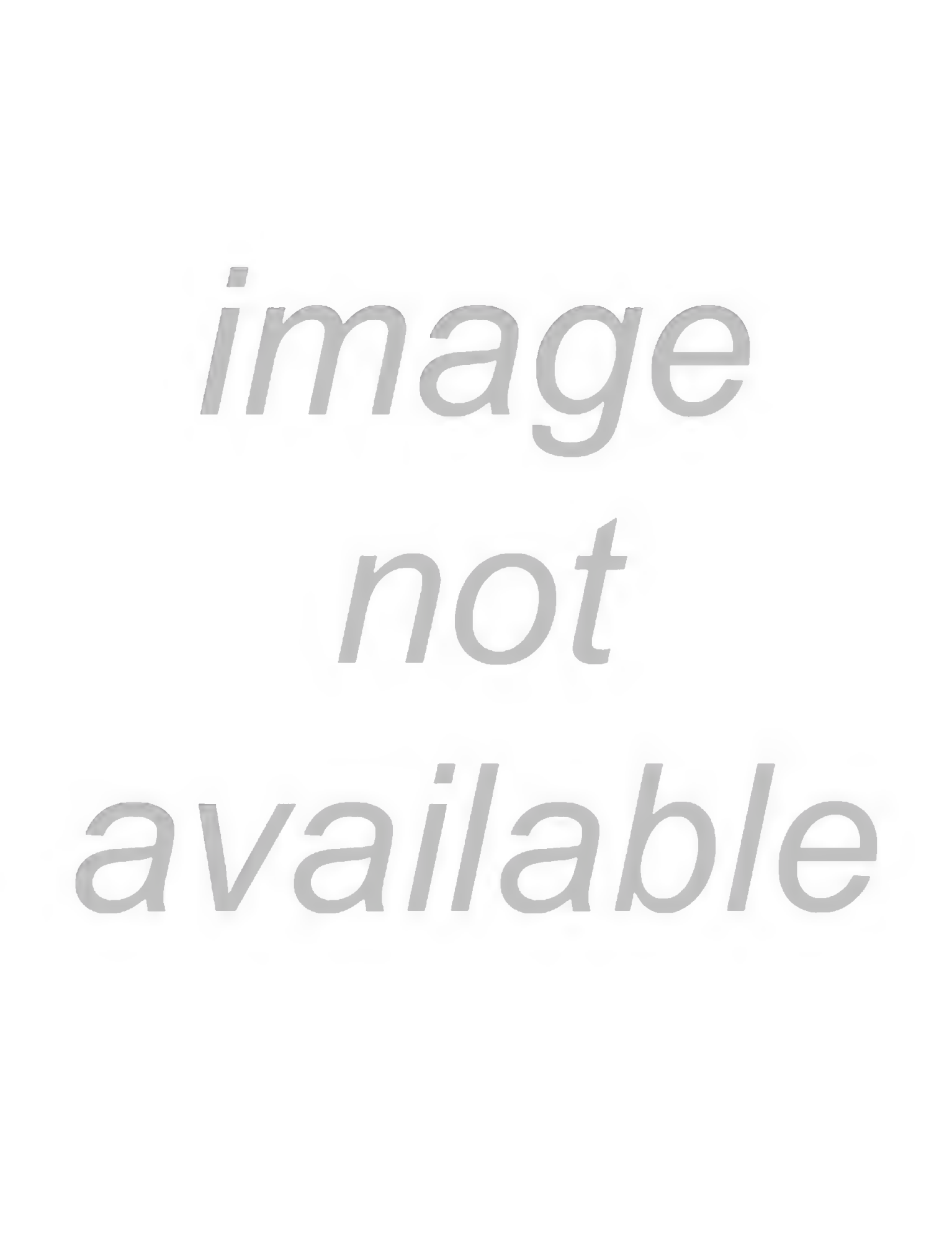


image
not
available

sie Platz nehmen. Martha brachte hierauf einen großen Korb voll Eier. Sie waren alle so reinlich, daß man kein Flecklein daran sah, und so weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinen erstaunten, und wunderten sich nicht wenig über die Menge von Eiern. „Gottlob!“ sagte die Frau, „jetzt gibt es Eier im Ueberfluß, und es ist allerdings ein schöner Anblick, so viele reinliche Eier beisammen zu sehen. Nun will ich euch aber auch zeigen, wie man sie in der Haushaltung benützen kann.“

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felsen, war Feuer aufgemacht. Eine große Pfanne voll Wasser hing über dem Feuer. Die Frau schlug zuerst ein Ei auf, um zu zeigen, wie es innen aussehe, bevor es in das heiße Wasser komme. Alle betrachteten mit Aufmerksamkeit die schöne, krystallhelle Feuchtigkeit, in der gleich einer gelben Kugel der Dotter schwamm. Nun wurden so viele Paar' Eier, als es Gäste waren, weich gesotten. Auf dem Tische war Salz und länglichgeschnittenes Brod in Bereitschaft. Die

Frau lehrte sie die Eier öffnen und nun wunderten sich alle, wie das Durchsichtige des Ei's so schön weiß wie Milch aussah, und eben so, wie das Gelbe fester geworden. Alle lobten, indem sie nach Anweisung der Frau die Eier mit dem Brode austunkten, die treffliche Speise. „Da hat man," sagten sie, „Geschirr und Speise sogleich beisammen. Und wie schön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb Alles aussieht! Wie schnell, ohne Kunst, ohne allen Aufwand ein Ei gekocht ist. Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speise finden."

Die Frau schlug hierauf Eier in heißes Schmalz. Dieses war für die Köhlerinnen wieder eine neue Erscheinung. „Wie das Gelbe so schön vom Weißen umgeben ist," sagten sie, „wie bei den großen weißen gelben Wiesenblumen, die man Ochsenaugen nennt." Die Eier wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüssel bereit stand, und auch diese Speise wurde von Allen gelobt. So machte die Frau noch andere Eierspeisen, und unterrich-

tete die Köhlerinen, wie die Eier nicht nur an und für sich eine gesunde Speise seien, sondern mit noch größerem Vortheil zur bessern Bereitung anderer, und besonders der Speisen von Mehl benützt werden können.

Zuletzt wurde schöner grüner Ackersalat aufgetragen. Kuno brachte ein Teller voll Eier, die schon früher hart gesotten worden, damit sie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus Scherz die Eier fallen, daß sie auf dem steinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinen am Tische erschracken, daß sie laut aufschrien. Sie meinten, die Eier würden ausfließen. Aber wie wunderten sich Alle, als die Frau die Schalen rein ablöste, und jedes Ei durchaus so hart erschien, daß es sich schneiden ließ. Die Sache schien ihnen ein Wunder. Indeß sagte ihnen die Frau, wie man die Eier hart siede, und legte die zierlich geschnittenen Eier auf den Salat, und auch diese Speise schmeckte den Gästen sehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, vertheilte die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter

die Hausmütter. Sie sagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert, bis hundert fünfzig Eier lege. „Ueber hundert Eier!“ riefen Alle erstaunt. „Welch ein großer Nutzen in der Haushaltung!“ Die guten Hausmütter brachten mit den Hühnern eine große Freude in's Thal. In allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Dorfe segneten die Frau, und dankten Gott für so schöne, wohlthätige Geschenke.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Gespräch. Immer bemerkten die Leute noch etwas Neues daran, das ihnen sehr wohlgefiel und zugleich nützlich war. Die Eigenschaft, daß der Hahn morgens krähe, war den Hausvätern besonders lieb. „Er verkündet so,“ sagten sie, „den nahen Tag, und fordert die Menschen auf, an ihr Tagwerk zu gehen. Es ist ein ganz neues Leben im Thale, wann am Morgen die Hähne so zusammen krähen, und man geht ordentlich munterer an die Arbeit!“ „Freilich wohl!“ sagte der Müller. „Wann der Hahn aber gegen Mitternacht das erste Mal kräht, so ruft er den lustigen

Gesellschaften mit lauter Stimme zu, jetzt sei es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben!“

Den Hausmüttern gefiel es noch besonders, daß die Henne es gackend ankündete, wenn sie ein Ei gelegt hatte. Allemal war Freude im Hause, wenn sie sich hören ließ. „So weiß man es doch gleich,“ sagten sie, „und kann das nützliche Geschenk sogleich in Empfang nehmen.“

Hausväter und Hausmütter sagten oft unter einander: „Diese Vögel sind wahrhaft von Gott recht eigentlich zu Hausthieren geschaffen. Sie halten sich so treulich an das Haus, entfernen sich nie weit davon, kommen, sobald man ihnen lockt, sogleich alle zurück, ja, sie gehen am Abende von selbst heim, und warten an der Hausthüre

oder an den Fenstern, bis man sie hereinlasse. Nicht nur bringen sie in der Haushaltung einen großen Nutzen; ihr Unterhalt kostet auch sehr wenig. Sie nehmen mit Kleie, mit dem Abfalle vom Gemüse, und mit andern schlechten Dingen vorlieb, die man im Hause sonst nicht weiter benützen könnte. Ja sie gehen von Morgen bis Abend außer dem Hause überall umher, und scharren und suchen ihr Futter selbst auf. Viele tausend Körnlein, die besonders zur Aerntezeit und bei dem Dreschen verloren gingen, kommen so noch den Menschen zu gut. Die Hennen lesen sie fleißig auf, und geben uns Eier dafür. Die ärmste Wittwe, die sonst kein Hausthier halten könnte, vermag doch noch eine Henne zu kaufen, und zu füttern, und das tägliche Ei ist ein tägliches Almosen für sie."

Auch die zwei Kinder der Frau sahen nun ein, woran sie im Ueberflusse nie gedacht hatten, was die Eier für wohlthätige Geschenke Gottes seien. O wie froh waren sie, als sie hie und da morgens ein Ei in Milch essen konnten! Wie

gut fanden sie nun manche Mehlspeise, die ihnen vorhin nicht recht genießbar schien, weil das Ei daran fehlte. Wie sehr dankten sie Gott dafür!

Viertes Kapitel.

Das Fest der gefärbten Eier, ein Kinderfest.

Indeß gingen Sommer und Herbst vorüber, und der Winter kam. Er war, zumal in dieser rauhen Gegend, sehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monate lang, wie im Schnee vergraben. Nur die rauchenden Kamine und zum Theil auch die Dächer schauten noch aus der weißen Hülle hervor. Von dem Hohlwege zwischen den Felsen herauf sah man gar nichts mehr. Die Mühle stand still, und die Wasserfälle hingen starr und geräuschlos an den Felsen da. Man konnte nur wenig zusammen kommen. Desto größer war die Freude, als der Schnee schmolz, und es wieder Frühling ward.

Die Kinder aus dem Thale kamen sogleich wieder herauf, und brachten den beiden fremden

Kindern, Edmund und Blanda, die ersten blauen Veilchen und gelben Schlüsselblümchen, die sie im Thale finden konnten. Ja, sie flochten ihnen, sobald es mehrere dieser holden Frühlingsblümchen gab, die schönsten blauen und gelben Kränze. „Ich muß," sagte die edle Frau, „den guten Kindern doch auch eine Freude machen. Ich will ihnen auf den kommenden Ostertag ein kleines ländliches Kinderfest geben. Denn es ist gar schön, daß man solche Festtage den Kindern, so gut man nur immer kann, zu Freudentagen mache. Aber was soll ich ihnen geben? Auf Weihnachten konnte ich sie mit Aepfeln und Nüssen beschenken, die ich für sie hatte bringen lassen. Allein zu dieser Jahreszeit hat man nichts im Hause, als etwa ein Ei. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche stehen ohne Früchte und Beeren. Eier sind die ersten Geschenke der wieder auflebenden Natur."

„Aber," sagte Martha, „wenn die Eier nur nicht so ganz ohne alle Farbe wären! Weiß ist

wohl auch ſchön. Allein die allerlei Farben der Früchte und Beeren, zumal die ſchönen rothen Wangen der Aepfelein, ſind doch noch ſchöner.“

„Du bringſt mich da auf einen Einfall,“ ſagte die gute Frau, „der nicht gar übel ſein mag. Ich will die Eier hart ſieden, und ſie, was ſich während des Siedens leicht thun läßt, zugleich färben. Die mancherlei Farben machen den Kindern gewiß große Freude.“

Die verſtändige Mutter kannte verſchiedene Wurzeln und Mooſe, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eier auf verſchiedene Art. Einige wurden ſchön himmelblau, andere gelb wie Zitronen, andere ſo ſchön roth wie das Innere der Roſen. Einige hatte ſie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die ſich dann auf den Eiern abbildeten, und ihnen ein unvergleichlich ſchönes buntes Ausſehen gaben. Auf einige ſchrieb ſie auch einen kleinen Reim.

„Die gefärbten Eier,“ ſagte der Müller, als er ſie erblickte, „ſind gerade recht für das Feſt, wo die Natur ihr weißes Kleid abgelegt hat,

und sich mit allerlei Farben schmückt. Die gute Mutter macht es gerade, wie der liebe Gott, der uns nicht nur schmackhafte Früchte gibt, sondern sie auch noch für das Auge schön und freundlich macht. Wie er die Kirsche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, so macht sie es mit den Eiern." Die Frau schickte hierauf Marthen hinab in das Thal, und ließ die Kinder, die mit Edmund und Blanda ungefähr von einerlei Alter waren, auf den heiligen Ostertag zu einem kleinen Kinderfeste einladen.

Der Ostertag war dieses Mal ein überaus schöner Frühlingstag — ein wahrer Auferstehungstag der Natur. Die Sonne schien so schön und warm, der Himmel war so rein und blau, daß es eine Lust war, und Alles neues Leben fühlte. Die Wiesen im Thale waren bereits schön grün, und hie und da schon bunt von Blumen. Jedermann freute sich, und man sah überall nur fröhliche Gesichter.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno sich auf den

Weg zur Kirche gemacht, die über zwei Stunden weit entfernt jenseits mehrerer Berge lag. Edmund und Blanda mußten indeß unter Martha's Aufsicht zu Hause bleiben. Die Väter und Mütter aus dem Thale, und die größern Kinder, die so weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau mit Hilfe des Maulthieres, das Kuno führte, wieder zurück; die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erst lange nach Mittag, oder gar erst gegen Abend nach Hause.

Sobald die Frau angelangt war, eilten die eingeladenen Kinder, die man daheim gelassen hatte, und die sehnlich auf die Zurückkunft der Frau warteten, voll Freude und in ihren schönsten Kleidern aus dem Thale herauf, und versammelten sich vor der Hausthüre der Frau. Die Frau kam mit Edmund und Blanda heraus, grüßte die versammelten Kinder freundlich, und ging mit ihnen in den Garten am Hause, den Kuno im vorigen Jahre mit vieler Mühe sehr verschönert und bis an die nächste Felsenwand erweitert hatte. Die Frau setzte sich auf die

kleine Bank unter einem Baume, rief die Kinder näher zu sich her, und alle drängten sich zu ihr und blickten freudig und freundlich lächelnd zu ihr auf.

„Nun, meine lieben Kinder!“ sprach sie, „wißt ihr auch, warum der heutige Tag ein so großes Freudenfest für uns ist?“ „O ja,“ riefen die Kinder, „weil Jesus Christus vom Tode auferstanden ist.“ „Könnet ihr aber auch erzählen,“ fragte sie, „wie das zugegangen ist. Ihr wißt, Er ist aus Liebe zu uns gestorben, und wurde begraben. Was geschah nun weiter?“

Martha's Schwesterchen blickte in dem Garten umher, und dann auf die Felsenwand hin, und sagte: „Sein Grab war auch in einem Garten, und es war in einen Felsen eingehauen. Das Grab wurde mit einem großen, hohen Steine, wie mit einer Thüre, verschlossen. Jesus hatte vorausgesagt, in drei Tagen werde Er wieder vom Tode auferstehen. Die Leute wollten es Ihm aber nicht glauben; allein Er hat doch Wort gehalten. Nun, was geschah? Die heiligen Engel

erſchienen, wie einſt bei ſeiner Krippe, bei ſeinem Grabe. Am Morgen des dritten Tages kam ein Engel von dem Himmel herab, und wälzte den Stein weg von dem Grabe. Sein Kleid war weiß, wie Schnee, und ein Glanz umgab Ihn, viel heller als ein Blitz. Noch andere ſchöne, glänzende Engel erſchienen. Und Jeſus Chriſtus ging neulebendig, ſchöner und herrlicher, als alle Engel, aus dem Grabe hervor. Wie die frommen Hirten ehemals zu der Krippe Jeſu gekommen ſind, ſo beſuchten fromme Frauen ſein Grab; und wie ein Engel den Hirten die große Freude verkündet hatte, Chriſtus ſei geboren; ſo verkündeten die Engel am Grabe den trauernden Frauen die eben ſo große Freude, Er ſei auferſtanden. „Was ſucht ihr den Lebenden unter den Todten,“ ſagte der Engel; „Er iſt nicht mehr hier; Er iſt auferſtanden, wie Er es vorhergeſagt hat.“

„Nun wohl,“ ſprach die Frau, „du haſt das, was ich dir, und meiner Blanda und meinem Edmund hier, erzählt habe, gut gemerkt. Nun will ich weiter erzählen. Nachdem die Engel ver-

schwunden waren, offenbarte Jesus Christus selbst sich zuerst einer der frommen Frauen, die allein zu dem Grabe in den Garten gekommen war. Anfangs erschien Er ihr, um sie nicht zu erschrecken, als ein Gärtner, gab sich ihr aber dann sogleich zu erkennen, nannte mit Seiner ihr bekannten liebreichen Stimme sie freundlich mit ihrem Namen: „Maria!“ und sie rief voll Erstaunen und Freude: „O mein Lehrer!“ und fiel anbetend auf ihre Kniee, und fühlte sich so selig, als wäre sie im Paradiese.“

„Die übrigen Frauen kehrten, hocherfreut über die Freudenbotschaft, Er sei auferstanden, von dem leeren Grabe zurück. Wie sie nun an dem lieblichen Frühlingsmorgen der Stadt zu gingen, da kam Jesus ihnen entgegen, und sagte freundlich zu ihnen: „Seid gegrüßt!“ Sie erkannten Ihn, und fielen vor Ihm auf die Kniee, und umfaßten voll Freude und Anbetung seine Füße.“

„Zwei seiner Jünger wollten nach einem Flecken gehen, der Emaus hieß. Sie waren recht traurig, und redeten von nichts, als von

seinem Tode. Da gesellte Er sich, unter der Gestalt eines fremden Wanderers, zu ihnen und legte ihnen die heilige Schrift aus, in der es vorhergesagt worden, daß Christus leiden und sterben, und wieder vom Tode auferstehen mußte. Sie baten Ihn, als sie bei ihrer Wohnung ankamen, bei ihnen zu übernachten, weil es schon Abend war. Er kehrte bei ihnen ein, setzte sich mit ihnen zu Tisch, gab sich ihnen bei dem Brodbrechen zu erkennen — und verschwand. Und ihr ganzes Herz glühte von Freude und Anbetung."

„Die Apostel hatten sich, aus Furcht vor den Mördern Jesu, in einem Saal eingeschlossen. Da stand Er auf einmal in ihrer Mitte und sagte zu ihnen: „Der Friede sei mit euch." Sie aber erschracken und meinten einen Geist zu sehen. Er aber zeigte ihnen seine Wundenmale, und ging so vertraulich mit ihnen um, wie ehemals vor seinem Tode. Sie erkannten nun, Er sei es wirklich, und hatten eine Freude, die sich gar nicht aussprechen läßt."

Digitized by Google

„Einer der Apostel, Namens Thomas, war nicht dabei gewesen. Er glaubte es den Aposteln nicht, daß Jesus Christus auferstanden sei, und daß sie Ihn gesehen hätten. Als die Apostel nun wieder in dem Saale versammelt waren und Thomas bei ihnen war, stand Jesus wieder plötzlich in ihrer Mitte — und Thomas fiel anbetend vor Ihm nieder und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ — —

„Jetzt,“ sprach die Frau, „muß ich euch noch sagen, warum auch wir uns von ganzem Herzen freuen sollen, daß Jesus Christus vom Tode auferstanden ist.“

„Jesus Christus hat durch seine Auferstehung uns gezeigt, daß der Vater im Himmel Ihn in diese Welt gesandt hat, uns Menschen das ewige Leben zu geben. Jesus gab uns den schönsten und einfachsten Beweis von einem Leben nach dem Tode! Er ging lebend aus dem Grabe hervor und zeigte sich so als den Ueberwinder des Todes. Und was könnte für uns Menschen, die wir alle sterben müssen, tröstlicher und erfreulicher

ſein, als die Hoffnung eines neuen ewigen Lebens nach dem Tode, das Jeſus uns verheißt! Wie er ſeinen Jüngern vorhergeſagt hat, Er werde auferſtehen, und wie dieſes geſchah; ſo hat Er auch vorhergeſagt, daß wir auferſtehen werden, und auch dies wird geſchehen. Er konnte mit Wahrheit ſagen: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben; wer an Mich glaubt, wird leben, wenn er gleich geſtorben iſt.“ — „Ja, wahrlich,“ ſprach Er, „ich ſage euch, es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Sohnes Gottes hören, und hervor gehen und leben werden.“

„Alles, was ihr, meine lieben Kinder, zu dieſer ſchönen Frühlingszeit hier im Garten und dort im Thale und auf den Bergen umher nur immer erblickt, beſtätigt Das, was Jeſus Chriſtus von der Auferſtehung und einem neuen Leben geſagt hat. Schaut nur einmal um euch! Seht, die Bäume dort ſtanden dürr, ohne Laub, und wie erſtorben da; nun leben ſie neu auf, und ſchmücken ſich mit friſchen, grünen Blättern. Tau-

ſend ſchöne, bunte Schmetterlinge und mancherlei niedliche Käferchen, die früherhin, unanſehnlichen Würmern ähnlich, nur auf Blättern umher kriechen konnten, ſich dann in die Erde verſcharrten, kommen jetzt beflügelt und als neue Geſchöpfe aus dieſen ihren Gräbern hervor, und freuen ſich ihres neuen Lebens. Die Blumen da auf den Gartenbeeten kommen aus der dunkeln Erde hervor; auch ſie ſind auferſtanden! Auf dieſe Wunder der Natur aufmerkſam zu ſein, hat ſelbſt Jeſus Chriſtus uns gelehrt — in dem ſchönen Gleichniſſe von dem Weizenkörnlein, das in die Erde gelegt wird, und da verweſet, und dann als eine ſchöne, reiche Aehre ſich aus der Erde erhebt. Jede Kornähre, jede Blume, jedes Gräslein ruft uns gleichſam zu: „Ich bin erſtanden; ſo wirſt auch du, o Menſch, der du in das Grab gelegt wirſt, wieder auferſtehen.“

Die Frau ſagte noch weiter: „Da ſehe ich unter euch, meine lieben Kinder, zwei Geſchwiſter in ſchwarzen Kleidern, einen Knaben und ein Mädchen, denen vor wenigen Tagen ihre Mutter

gestorben ist. Ach, wie schmerzlich habt ihr Beide geweint, als ihr es so habt mit ansehen müssen, wie man eure liebe Mutter begraben hat! Da ich nur davon rede, kommen euch wieder die Thränen in die Augen. Aber seid getrost, ihr guten Kinder! Auch eure liebe, fromme Mutter wird wieder auferstehen. Wie die Jünger und Jüngerinnen Jesu, die über den Tod ihres geliebten Herrn und Heilandes voll Traurigkeit waren, Ihn wieder gesehen haben, und eine unbeschreibliche Freude hatten, so werdet auch ihr dereinst eure liebe Mutter wiedersehen, ihr freundliches Angesicht, nicht mehr vom Tode entstellt, sondern von himmlischer Schönheit verklärt, wieder erkennen, und auch eure Freude wird unaussprechlich groß sein. O weinet daher nicht mehr! Trocknet eure Thränen, und laßt uns fröhlich sein! Denn es ist eine Auferstehung, ein ewiges Leben! Wir wollen uns darüber freuen, und Gott loben und preisen. Alle frommen Christen auf der weiten Erde singen heute voll Freude: „Alleluja! Lobet den Herrn!“ In diesen Freudenruf wollen auch wir mit einstimmen, und freudig rufen: Alleluja!“

„Doch," sprach die Frau und stand auf, „nun kommt mit mir!" Sie führte die Kinder zur Felsenwand, wo Kuno auf einem zierlich mit feinem Kiese bestreuten Grunde, einen großen, länglicht runden Tisch aufgestellt hatte. Der Tisch war mit einem farbigen Teppiche belegt. Rasensitze von jungem, frischen Grün umgaben ihn. Die Kinder setzten sich rings um den Tisch, und mitten unter ihnen Edmund und Blanda. Alle sahen freundlich und fröhlich aus den Augen, und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den schönen Kreis von gelb- und braunlockigen Köpfchen und die blühenden Gesichtchen zu sehen. „So schön ist kein Blumenkranz," sagte die Frau bei sich selbst, „und wäre er auch aus den schönsten Rosen und Lilien gewunden."

Nun wurde eine große irdene Schüssel voll heißer Milch aufgetragen, darein Eier geschlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüsselchen vor sich stehen. Jedes bekam nun

seinen Theil, und ließ sich's trefflich schmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthüre des Gartens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten stieß. Zwischen den jungen Tannen waren hie und da schöne grüne Rasenplätze. Die Frau sagte den Kindern, jedes soll aus Moos, mit dem die Felsen und Bäume umher reichlich bewachsen waren, ein kleines Nestchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die geschicktern helfen. Jedes mußte sich sein Nestchen wohl merken.

Nun kehrte die Frau mit den Kindern wieder in den Garten zurück. Aber sieh! da erblickten sie auf dem Tische einen großen Kuchen von Eierbrod, der wie ein großer gewundener Kranz gestaltet war. Jedes bekam nun ein großes Stück Kuchen. Indeß nun die Kinder aßen, schlich Martha mit einem großen Korbe voll gefärbter Eier heimlich in das Wäldchen, und vertheilte die Eier in die Nestchen, und die blauen, rothen, gelben oder bunten Eier nahmen sich in den zierlichen

Nestchen von zartem, grünlichem Moose ungemein schön aus.

Nachdem die Kinder genug gegessen hatten, sagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Nestchen sehen.“ In jedem Nestchen lagen fünf gleichfarbige Eier, und auf Einem derselben stand ein Reim. Was da die Kinder für ein Freudengeschrei erhoben! Die Freude und der Jubel ging über alle Beschreibung. — „Rothe Eier! Rothe Eier!“ rief das eine, „in meinem Nestchen sind lauter rothe Eier.“ „Und in dem meinigen sind blaue,“ rief ein anderes, „o alle so schön blau, wie jetzt der Himmel.“ „Die meinigen sind gelb,“ schrie ein drittes, noch viel schöner gelb, als die Schlüsselblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt.“ „Die meinigen,“ rief das vierte, „haben gar alle Farben!“ „O das müssen wunderschöne Hühner sein,“ rief ein kleiner Knabe, „weil sie so schöne Eier legen. Diese möchte ich einmal sehen.“

„Ei,“ sagte Martha's Schwesterchen, „die Hennen legen freilich keine so schönen Eier. Ich

glaube gar, das Häschen hat sie gelegt, das aus dem Wachholderbusche herausſprang und davon lief, als ich dort das Neſtchen bauen wollte.“ Und alle Kinder lachten zuſammen, und ſagten im Scherze, „der Haſe lege die bunten Eier.“ Dieſer Scherz hat ſich in manchen Gegenden bis auf unſere Zeit erhalten.

„O mit wie Wenigem,“ ſagte die Frau, „kann man den Menſchen eine große Freude machen! Wer ſollte nicht gern geben; indem ja Geben ſeliger iſt, als Empfangen! — Wer doch noch ein Kind ſein könnte! Eine ſolche Freude empfinden unter den Erwachſenen nur diejenigen, die ihr Herz rein und ſchuldlos bewahrten. Nur dieſe leben noch in dem Paradieſe der Kindheit — dieſem Gottesreiche ſchuldloſer Freude.“

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andere Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eier bekam, hätte gern auch ein rothes oder gelbes gehabt. Denen, mit den rothen, gelben oder bunten Eiern ging es eben ſo. Die Frau ſagte daher den Kindern, ſie ſollen miteinander tauſchen.

Nur das Ei mit dem Sprüchlein dürfte nicht vertauscht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf diese Art Eier von allen Farben erhielt. „Seht," sagte die Frau, „so muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eiern hier ist, so ist es mit tausend andern Dingen. Gott theilte seine Gaben so aus, daß die Menschen einander davon wechselweise mittheilen können, und so einander Freude machen und einander lieb gewinnen sollen. Möchte doch jeder Tausch oder Kauf, wie euer kleiner Eierhandel beschaffen sein, daß immer beide Theile gewinnen und keiner verliere."

Der kleine Edmund las seinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erstaunen. Denn damals gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachsene wußte kaum, daß es um das Lesen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches sei. Der Köhlerknabe wollte nun sogleich wissen, was denn da auf seinem Ei geschrieben stehe. „O, ein unvergleichlich schönes Sprüchlein!" sagte die Frau. „Höre einmal! Für Speis

und Trank dem Geber dank!“ Sie fragte die Kinder, ob sie dieses immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erst ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die schönen Eier zu danken, was sie denn nach Anleitung der Frau auch sogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wissen, was auf seinem Ei stehe. Alle drängten sich um die Frau. Alle die kleinen Händchen, und in jedem der Händchen ein Ei, waren gegen sie ausgestreckt. Alle riefen, wie mit einem Munde: „Was steht auf meinem? Was auf meinem? Wie heißt meines? O, mein Sprüchlein zuerst lesen!“

Die Frau mußte Friede machen, und die Kinder in einen Kreis stellen. Jetzt las sie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde zu wissen, wie sein Reimlein heiße. Alle horchten auf die Frau, und wandten kein Auge von ihr, wenn sie wieder ein Sprüchlein las.

Die Reimlein bestanden nur immer aus einigen Wörtchen. Alle zusammen, sowohl auf den

Eiern, die sie jetzt, als auf jenen, die sie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende Reimen:

1. Nur Eins ist noth,
Kind, liebe Gott!

2. Gott sieht dich, Kind,
D'rum scheu' die Sünd'.

3. Für Speis' und Trank
Dem Geber dank'!

4. Ein dankbar' Herz
Flammt himmelwärts.

5. Vertrau' auf Gott,
Er hilft in Noth.

6. Höchst elend ist
Wer Gott vergißt.

7. Wer Jesum ehrt,
Thut, was Er lehrt.

8. Gebet und Fleiß
Macht gut und weis'.

9. Fromm, gut und rein,
Drei Edelstein.

10. Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind.

11. Bei'm Eigenſinn
Iſt kein Gewinn.

12. Ein reines Herz
Erſpart viel Schmerz.

13. Kind, wirſt du roth,
So warnt dich Gott.

14. Wie Roſen blüht
Ein rein' Gemüth.

15. Beſcheidenheit
Das ſchönſte Kleid.

16. Wer Lügen ſpricht,
Dem glaubt man nicht.

17. Die Heuchelei
Ein faules Ei.

18. Verdientes Brod
Macht Wangen roth.

19. Unmäßig ſein
Bringt Schmach und Pein.

20. Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz.

21. Ein frommer Mann
Hilft, wo er kann.

22. Zorn, Haß und Neid
Bringt dir nur Leid.

23. Still, ſanft und mild,
Ein gold'ner Schild.

24. Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.

25. Gut ſein, nicht Gold,
Macht lieb und hold.

26. Ein gut' Gewiſſen,
Ein ſanftes Kiſſen.

27. Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.

28. Zur Ewigkeit
Sei ſtets bereit.

29. Weltluſt vergeht,
Tugend beſteht.

30. Den Frommen lohnen
Dort ew'ge Kronen.

Jedes Kind gab ſich alle Mühe, ſein Reimlein zu merken, und wiederholte es in der Stille immer bei ſich ſelbſt, um es nicht zu vergeſſen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob jedes Kind ſein Sprüchlein noch wiſſe. Hie und da mußte ſie ein wenig nachhelfen. Aber bald wußte Jedes das ſeine ſchön und deutlich zu ſagen. Ja viele merkten auch die Reimlein der übrigen. Nach und nach wußte faſt jedes Kind alle Reime auswendig. Wenn man nur das erſte Wort nannte, ſo wußten ſie faſt allemal das Sprüchlein bis an's Ende zu ſagen. Und wenn man die erſte Hälfte ſagte, ſo wußten ſie die zweite ganz ſicher. So viel auf einmal, und ſo leicht, unter Luſt und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter und die andern Kinder, die indeß nach Hauſe gekommen waren, und den lauten Jubel, der in das Thal hinabſcholl, vernahmen, eilten herauf, zu ſehen und zu hören, was es denn gebe. Die Kinder ſprangen ihren Eltern voll Freude entgegen, zeigten ihnen die

Eier und ſagten die Reime auf. Die Eltern waren ganz erſtaunt. „So viel,“ ſagten ſie, „lernen ja die Kinder zu Hauſe kaum in einem halben Jahre auswendig, als hier in einer halben Stunde. Es bleibt doch wahr, „Luſt und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit gering.“ „Aber den Kindern Luſt zu machen,“ ſagte der Müller, „das iſt das Kunſtſtückchen. Da ſteckt's! — Das heißt einmal viel gelernt! Das iſt ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau doch mit den Kindern umzugehen weiß!“

Die Frau beſchenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eiern und mit Kuchen, und ſagte noch zu allen: „die gefärbten Eier möget ihr zu Hauſe eſſen; nur die mit dem Sprüchlein müßt ihr zum Andenken aufbewahren.“ „Die eſſen wir freilich nicht!“ ſagten die Kinder. „Die heben wir auf. Das Sprüchlein iſt mehr werth, als das Ei.“ „Ganz gewiß,“ ſagte die Frau, „wenn ihr das befolgt, was es euch lehrt.“

Sie ermahnte die Eltern nun, die Kinder bei guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Eltern thaten's. Wenn ein Kind nicht sogleich auf das Wort gehorsamen wollte, erhob der Vater den Finger und sagte: „Ein gutes Kind" — und das Kind sprach: — „gehorcht geschwind!" Wenn ein Kind Miene machte, zu lügen, sprach die Mutter: „Wer Lügen spricht" und das Kind fuhr fort: „dem glaubt man nicht!" erröthete und schämte sich zu lügen. Und so machten die Eltern es auch mit den übrigen Reimen.

Die Kinder sagten noch gar oft: „In unserm Leben haben wir keinen so vergnügten Tag gehabt." „Nun," sagte die Frau allemal, „so thut nur fleißig, wie es in dem Sprüchlein heißt, und dann gebe ich euch alle Jahre ein solches Eierfest. Wer aber böse und nicht folgsam ist, darf nicht dazu kommen. Denn es soll nur ein Fest für gute Kinder sein." O, wie da die Kinder im Thale so gut und so folgsam wurden!

Fünftes Kapitel.

Ein Paar Eier — mehr werth, als wenn sie von Gold wären.

Unter den Zuschauern, die dem kleinen Kinderfeste beiwohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreise fröhlicher Menschen ganz traurig dastand. Der Jüngling mochte etwa im sechzehnten Jahre sein. Er war nur sehr ärmlich gekleidet, allein von einem sehr edlen Aussehen und von einer blühenden, unverdorbenen Gesichtsfarbe; seine schönen gelben Haare hingen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderstab.

Nachdem sich die meisten Zuschauer zerstreut hatten, frägte ihn die Frau voll Mitleids, warum er denn so traurig sei. „Ach," sprach der Jüngling, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, „mein Vater, der ein Steinhauer

war, ist erst vor drei Wochen gestorben. Meiner Mutter geht es nun mit meinen zwei kleinen Geschwistern, einem Knaben und einem Mädchen, sehr hart. Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen, und mich das Handwerk des Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten, und mich einmal in der Welt fortbringen könne. Zu diesem reise ich jetzt. Ich komme schon zwanzig Stunden weit her, und habe fast noch einmal so weit zu gehen. Denn der Vetter wohnt weit von hier in einer andern Gegend des Gebirges."

Die Frau wurde, besonders da ihr eigenes Schicksal dem Schicksale der armen Wittwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, sehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eiern und ein Stück Eierkuchen zu essen, und schenkte ihm Einiges, seine Mutter damit zu unterstützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da," sagte Blanda „bring' dieses rothe Ei deinem kleinen Schwesterchen, und grüße sie mir recht freundlich." „Und" sagte Edmund, „dieses

blaue Ei bringe deinem Brüderchen zum Gruße, und ſag' ihm, er ſoll uns einmal heimſuchen! Wir wollen ihm dann auch Milchſuppe und Eierkuchen auftiſchen." Die Mutter lächelte, holte noch ein bemaltes Ei, und ſagte: „Dieſes Ei da gib deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf iſt der beſte Troſt, den ich ihr geben kann: Vertrau' auf Gott, Er hilft in Noth! und ſo wird ihr das Ei kein unangenehmes Geſchenk ſein; ja, wenn ſie das Sprüchlein befolgt, ſo iſt es das beſte Geſchenk von der Welt, das man ihr nur immer machen könnte."

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felſen, die das Thal einſchloſſen, ſich rötheten, ſetzte der erfreute Jüngling ſeinen Stab weiter, nachdem der Müller ihm noch zuvor Haberbrod und Ziegenkäſe in ſeinen Querſack geſteckt hatte.

Fridolin, ſo hieß der Jüngling, wanderte durch das Gebirg, über hohe Felſen und durch tiefe Thäler, rüſtig fort. Am Abende des dritten

Tages war er nur mehr ein paar Stunden von der Wohnung ſeines Vetters entfernt. Aber ſieh da! als er ſo auf ſchmalem Wege längs einer himmelhohen Felſenwand hinkletterte, und in die tiefe, ſchauerliche Kluft zwiſchen den buſchigen Felſen mit Grauſen hinabſchaute, erblickte er auf einmal ein aufgezäumtes und geſatteltes Pferd. Die Decke war ſchön purpurroth und der Zügel ſchien lauter Gold. Das Pferd aber ſchaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es ſich, einen Menſchen zu ſehen, und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„O Himmel!“ ſagte der Jüngling, „wie kommt das gute Thier in dieſe tiefe Schlucht hinab. Allem nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn, dem es angehöret, nur kein Unglück begegnet iſt! Ein geſatteltes Pferd ohne Reiter an einem ſolchem Orte iſt immer ein Anblick, über den man erſchrickt. Mir wird ganz bange; ich muß doch einmal nachſehen.“ Er verſuchte lange vergebens hinab zu klettern, wiewohl er im Bergſteigen ſehr geübt war. Endlich fand

Digitized by Google

er zwiſchen den Felſen einen engen Steig, den ein wildes Bergwaſſer ausgehöhlt hatte, der aber jetzt trocken lag. Er kam glücklich hinunter. Da ſah er einen Mann von edlem Ausſehen und in ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felſen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbuſche lag neben ihm, und der Spieß ſteckte daneben. Der Mann aber ſah ſehr blaß aus, und der Jüngling wußte nicht, ob er nur ſchlafe, oder gar todt ſei. Mitleidig ging er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bei der Hand und ſagte: „Fehlt Euch etwas, lieber Herr?“

Der Mann ſchlug die Augen auf, blickte den Jüngling ſtarr an, ſeufzte und verſuchte zu reden. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand auf den Mund, und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verſtand, daß er trinken wollte, nahm den Helm, und ging, Waſſer zu holen. Ein Paar graue Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Waſſer in der Nähe ſein müſſe. Er ging hin, fand feuchten Grund,

Digitized by Google

wand sich eine Strecke zwischen Felsen und Gesträuchen hinauf, und sieh! da rann ein kleines Quellchen, hell wie Krystall, aus einem moosigen Felsen hervor. Fridolin füllte den Helm, und eilte dem Durstenden zu. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder.

„Gott sei Dank!“ war sein erstes Wort. „Und auch dir sei Dank, freundlicher Jüngling,“ fuhr er mit heiserer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand stützte.“ „Dich hat mir

Gott zugesendet, damit ich nicht verschmachte. — Aber wie mich jetzt hungert! Hast du nicht einen Bissen Brod bei dir?“

„O du mein Gott,“ rief Fridolin, „wenn ich es nur früher gewußt hätte. Haberbrod und Ziegenkäse, die ich da im Quersacke trug, sind rein aufgezehrt. Doch halt, halt!“ rief er jetzt freudig aus, „da habe ich ja noch die Eier. Die sind eine gesunde, nahrhafte Speise.“ Er setzte sich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachsenen Boden, langte die gefärbten Eier hervor, machte sogleich eines von der Schale los, schnitt es mit seinem Taschenmesser, gleich Aepfelschnitzchen, in länglichte Stücklein, und gab ein Stückchen nach dem andern dem Manne. Der Mann aß, trank dann wieder dazwischen, und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ei auch aufklopfen. Aber der Mann sagte: „Laß es gut sein. Zuviel auf einmal essen, besonders nachdem man lange gehungert, ist nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So hat es mir in meinem Leben noch

nicht geſchmeckt. Es war ein Königsmahl.“ „Ich fühle mich, Gott ſei Dank, ſchon kräftiger!“ fuhr er fort und ſetzte ſich vollends auf. „O wenn du nicht gekommen wäreſt, ſo wäre ich dieſe Nacht ſicher verſchmachtet.“

„Aber,“ ſagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, „wie kommt Ihr, edler Ritter, mit Eurem Pferde denn in dieſe ſchauerliche Schlucht herab?“

„Ich bin nur ein Edelknecht,“ ſagte der Mann, „und reiſe ſchon mehrere Wochen in Angelegenheit meines Herrn weit umher. Da hab' ich mich in dieſem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich. Auf einmal ſtürzte ich in der Finſterniß ſammt meinem Pferde den ſteilen Abhang dort herunter in dieſe Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen iſt, geſchah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beſchädigt, daß ich nicht mehr gehen, und mich nicht einmal mehr auf das Pferd ſchwingen kann. Indeß iſt's ein Wunder, daß Mann und Roß nicht ſogleich zu

Grunde gingen. Ich kann Gott nicht genug danken! Ich verband mir die Wunde, so gut ich konnte; aber das Wundfieber setzte mir hart zu. Ich hatte mich schon darein ergeben, zwischen diesen Felsen Hungers zu sterben. Da erschienst du mir, guter Jüngling — wie ein Engel des Himmels. Sag' doch an, wie heißest du und wie kommst du hieher in diese menschenleere einsame Wüste?"

Fridolin sagte seinen Namen und erzählte seine Geschichte, und der Mann hörte aufmerksam zu, und that dazwischen allerlei Fragen. „Wunderlich," sagte er, indem er auf die Eierschalen zeigte, die auf dem Moose umherlagen, „daß sie so schön roth und blau sind. Ich habe noch nie solche Eier gesehen. Wie, laß mich das Ei, das noch ganz ist und das du wieder in den Quersack steckteſt, doch einmal näher betrachten!"

Fridolin gab's ihm, und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ei sehr aufmerksam, und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „was da auf

dem Ei ſteht, iſt wohl recht wahr: Vertrau' auf Gott, Er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Inbrunſt flehte ich in dieſem Abgrunde zu Gott um Hilfe, und Er hat mein Flehen erhört. Seine Güte ſei dafür dankbar geprieſen! Geſegnet ſeien die guten Kinder, die dir das Paar Eier ſchenkten. O ſie dachten wohl nicht, daß ſie damit einem fremden Manne das Leben retten würden! Geſegnet ſei die gute Frau, die auf dieſes Ei hier den tröſtlichen Reim ſchrieb."

„Liebſter Fridolin!" fuhr er fort, „gib das Ei mir. Ich will es aufheben, damit ich den ſchönen Spruch, der ſich an mir ſo ſchön bewährte, immer vor Augen haben kann. Ja, meine Kinder und Kindeskinder ſollen noch im Vertrauen auf Gott geſtärkt werden, ſo oft ſie das Ei erblicken und den Spruch leſen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroßvater durch ein Paar Eier vom Hungertode gerettet habe. Ich will dir für die Eier etwas Anderes geben." Er zog ſeinen Geldbeutel heraus, und gab ihm für jedes Ei, das

er gegessen hatte, ein Goldstück — für das Ei mit dem schönen Reim aber zwei. Fridolin wollte ihm das Ei zwar nicht lassen. Der Mann aber bat so lange, bis er es ihm gab.

„Doch sieh," sagte der Mann jetzt, indem er an der Felsenwand hinauf blickte, „es will Abend werden, und die Felsen und Gesträuche da oben schimmern in der Abendsonne schon wie rothes Gold. Versuch es doch einmal, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem du herabkamst in diese fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinscheinet, läßt mich doch einen Ausgang hoffen."

Fridolin half ihm auf das Pferd, und führte es am Zügel. Sie kamen durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich herauf. O wie sich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte, und Wald und Gebirg umher, von ihren glühendrothen Strahlen herrlich beleuchtet!

„Zu meinem Vetter," sagte Fridolin, „kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen starken

Digitized by Google

Schritt, und Euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird Euch mit Freuden aufnehmen. Er ist ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, sondern sicher auch, bis Ihr wieder hergestellt seid, eine liebreiche Pflege.“

Mit anbrechender Nacht kamen sie vor der Wohnung des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf, und klopfte seinem jungen Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er so brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug seine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten, und seiner Mutter und seinen Geschwistern die gefärbten Eier nicht senden könne. „Ah was, Eier,“ sagte Fridolins Vetter, „ich weiß zwar nicht, was du Alles von rothen und blauen und bunten Eiern daher schwatzest, oder was diese Eier vor andern Vogeleiern, deren viele gewiß noch weit schöner und zarter bemalt sind, Besonderes haben sollen; aber wären sie auch pures Gold, so wären sie dennoch wohl aufgezehrt, da nur der brave Mann hier nicht Hungers sterben durfte, und

du einmal ein braver Kerl wirſt. Du haſt gehandelt, wie der wohlthätige Samariter — und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfſt du mir nichts," ſetzte er noch lächelnd hinzu. „Hörſt du?"

Der Edelknecht zeigte das Ei mit dem Spruche „Es iſt wunderſchön," ſagte der Vetter zu Fridolin. „Indeß laß ihm's nur; das Gold da wird deiner Mutter lieber ſein. Komm, ich will es dir auswechſeln!" Der Jüngling erſtaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam; denn er hatte das Gold nicht gekannt, weil er noch nie eines geſehen hatte. Ja, das gelbe Geld war ihm ſogar etwas verdächtig vorgekommen. „Sieh," ſagte der Vetter, „auch an deiner Mutter wird der Spruch wahr: Gott hilft in Noth! Der Spruch iſt mehr werth, als all das Geld. Es iſt indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ei merken kann. Vergiß ihn daher dein Leben lang nicht."

Der Edelknecht blieb ſo lange, bis er ganz geſund war, und beſchenkte, ehe er aufſaß, noch Alle im Hauſe reichlich.

Sechstes Kapitel.

Ein Ei, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

Den Frühling und Sommer über fiel in dem Thale nichts Besonderes vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld und gingen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber besorgten die Haushaltung und zogen viele Hühner, und die Kinder fragten sehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Ostern sei. Die edle Frau aber war jetzt manchmal sehr traurig. Ihr alter, treuer Diener, der sie hieher begleitet hatte, und Anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald kleinere Reifen machte, und ihre Geschäfte besorgte, konnte das Thal schon lange nicht mehr verlassen. Denn er fing an zu kränkeln. Ja, als es Herbst ward und die Gesträuche an den Felsen umher

bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre hinaus gehen, um sich, was er sonst so gern that, ein wenig zu sonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten, alten Manne, und aus Besorgniß, ihre letzte Stütze zu verlieren, manche stille Thräne. Auch fiel es ihr sehr schwer, daß sie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhalten konnte, und in diesem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt wie abgeschieden war.

Um diese Zeit setzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Aengsten und Schrecken. Einige Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim, und erzählten dem Müller: „Als wir die vergangene Nacht wohlgemuth bei unsern brennenden Kohlenhaufen gesessen, da sind auf einmal vier fremde Männer zu uns gekommen; sie hatten eiserne Kappen auf dem Kopfe und eiserne Wämser an, und trugen große Schwerter an der Seite und führten lange Spiese in der Hand. Sie nannten sich Dienstleute des Grafen von Schroffeneck, der mit vielen

Reisigen in dem Gebirge angekommen sei. Sie haben sich auch nach Allem in der Gegend wohl erkundigt." Der Müller eilte mit dieser Neuigkeit sogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des kranken Kuno saß. Sie wurde, als der Müller den Namen Schroffeneck nannte, todtenbleich, und rief: „O Gott, der ist mein schrecklichster Feind! Ich glaube nicht anders, als er stelle mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben!" Der Müller versicherte, so viel er wisse, sei von ihr gar nicht die Rede gewesen. „Die Männer," sagte er, „haben sich an dem Feuer nur gewärmt, und sind gegen Tag wieder weiter gezogen. Daß sie aber noch in dem Gebirge umherstreifen, ist dennoch gewiß."

„Lieber Oswald!" sprach die Frau zum Müller, „ich habe, seit Ihr mich in Euer Haus aufnahmet, Euch immer als einen gottesfürchtigen, rechtschaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geschichte an-

vertrauen, und Euch die große Angſt entdecken, die jetzt mein Herz erfüllt; denn auf Euern guten Rath und auf Euern treuen Beiſtand mache ich ſichere Rechnung.“

„Ich bin Roſalinde, eine Tochter des Herzogs von Burgund. Zwei angeſehene Grafen warben um meine Hand — Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichſte und mächtigſte Herr weit umher, und hatte viele Schlöſſer und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferſte und edelſte Ritter im Lande; allein im Vergleich mit Hanno arm, denn er hatte von ſeinem edlen, uneigennützigen Vater nur ein einziges alterndes Schloß geerbt, und war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere an ſich zu reißen. Ihm gab ich, mit Gutheißen meines Vaters meine Hand, und brachte ihm eine ſchöne Strecke Landes mit mehreren feſten Schlöſſern zum Brautſchatze. Wir lebten ſo vergnügt, wie im Himmel.“

„Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl,

und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er seinen Groll, und ließ ihn nicht in öffentliche Feindseligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiser in den Krieg gegen die wilden heidnischen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen sollen. Allein unter allerlei Vorwänden wußte er seine Rüstungen zu verzögern, blieb zurück, und versprach bloß, dem Heere sobald möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit seinen Leuten an den fernen Gränzen für sein Vaterland kämpfte, und das ganze christliche Kriegsheer genug zu thun hatte, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treulose Hanno in unser Land ein — und Niemand war, der sich ihm widersetzen konnte. Er verwüstete Alles weit umher, und erstürmte ein festes Schloß nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwei lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein einziger Schutzengel auf dieser gefährlichen Flucht, auf der ich keinen Augenblick vor Hannos Nachstellungen sicher war. Er führte mich in dieses Gebirg', wo ich in diesem vor aller Welt

verborgenen Thale einen so ruhigen Aufenthalt fand.“ —

„Hier wollte ich nun verweilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurück kommen, und unsere Habe dem unrechtmäßigen Besitzer wieder entreißen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohntere Welt, Kunde von dem Kriege einzuholen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böse Hanno in unserm Lande; immer noch währte der Krieg an den Gränzen mit abwechselndem Glücke fort. Nun aber ist es schon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank ist, und seit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuren Vaterlande, und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er schon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mir mit seinen Leuten so nahe ist, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beste, das mir begegnen könnte. —

O redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß sie mich nicht verrathen!“

„Was verrathen!“ sagte der Müller. „Ich stehe Euch gut für Alle; jeder gäbe sein Leben für Euch. Ehe der grausame Hans von Schrofseneck Euch etwas zu Leid thun soll, muß er es mit uns Allen aufnehmen. Seid daher außer Sorgen, edle Frau!“ Ebenso sprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die Sache vortrug. „Er soll nur kommen,“ sagten sie, „wir wollen ihm mit unsern Schürhacken den Weg weisen.“

Die gute Frau brachte indeß ihre Tage unter beständigen Sorgen und Aengsten zu. Sie getraute sich kaum mehr aus der Hütte zu gehen, und ließ auch keines ihrer Kinder vor die Thüre. Ihr Leben war sehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde, und man von den geharnischten Männern nichts mehr sah und hörte, wagte sie es einmal, einen kleinen Spaziergang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein schöner lieblicher Tag spät

im Herbſte. Einige hundert Schritte von ihrer Hütte ſtand eine Art ländlicher Kapelle. Sie war nur aus rohen Tannenſtämmen erbaut, und an der Vorderſeite ganz offen. In der Kapelle ſah man die Flucht nach Aegypten, ein ſehr liebliches Gemälde, das Kuno einmal von einer ſeiner Wanderungen mitgebracht hatte, die gute Frau über ihre eigene Flucht zu tröſten. Hinter der Kapelle erhob ſich eine hohe Felſenwand, und vor der Kapelle ſtanden einige ſchöne Tannen, und beſchatteten den Eingang derſelben. Das

Plätzchen hatte ſo etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg über grünen Raſen, zwiſchen maleriſchen Felſen und Geſträuchen führte dahin. Dies war ihr

liebſter Spaziergang. Sie ging, nicht ganz ohne Bangigkeit, auch dieſes Mal dahin. Sie kniete mit ihren Kindern einige Zeit auf dem Betſtuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schickſals mit dem großen Leiden der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte ſie, und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie betete eine Zeit, und ſetzte ſich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felſen umher Brombeeren, freuten ſich, daß jede Beere gleichſam ein kleines, glänzendſchwarzes Träubchen bilde, und entfernten ſich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau ſo einſam da ſaß, ſieh! da kam ein Pilgersmann zwiſchen den Felſen hervor und näherte ſich der Kapelle. Er hatte nach Art der Pilger ein langes, ſchwarzes Gewand an und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit ſchönfarbigen Meermuſcheln geziert, und in der Hand führte er einen langen, weißen Stab. Er war, wie es ſchien, ſchon ſehr alt, aber doch ein ſtattlicher, ſehr wohl ausſehender Mann.

Seine langen Haare, die auf beiden Seiten der Scheitel ſchlicht herab hingen, und ſein langer Bart waren weiß wie Schlehenblüthe, aber ſeine Wangen noch röther, als die ſchönſten Roſen. Die Frau erſchrack, als ſie den fremden Mann ſah. Er grüßte ſie ehrerbietig und fing ein Geſpräch mit ihr an. Sie aber war in ihren Reden ſehr vorſichtig und zurückhaltend. Sie blickte ihn nur ſehr ſchüchtern an, als wollte ſie ihn erſt ausforſchen, ob ſie ihm — als einen ganz fremden, unbekannten Manne, wohl auch trauen dürfte.

„Edle Frau," ſagte endlich der Pilger, „habt keine Furcht vor mir. Ihr ſeid mir nicht ſo fremd, als Ihr denket. Ihr ſeid Roſalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schickſal Euch zwang, zwiſchen dieſen rauhen Felſen eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen. Auch Euer Gemahl, von dem Ihr nun ſchon drei Jahre getrennt ſeid, iſt mir recht wohl bekannt. Seit Ihr hier in dieſer abgelegenen Gegend wohnet, hat ſich in der Welt Vieles geändert. Wenn Euch je noch daran liegt, von dem guten Arno

von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in Eurem Herzen noch nicht erloschen ist, so kann ich Euch die fröhlichsten Nachrichten von ihm mittheilen. Es ist Friede! Mit Siegeskränzen geschmückt kehrte das christliche Heer zurück. Euer Gemahl hat seine geraubten Burgen wieder erobert. Der Bösewicht Hanno rettete sich mit genauer Noth in dieses Gebirg, und auch aus diesem hat er sich schon weiter flüchten müssen. Der innigste Wunsch Eures Gemahls ist nun, Euch, seine geliebte Gemahlin, wieder aufzufinden."

„O Gott," rief jetzt die Frau, „welch' eine Freudenbotschaft! O wie danke ich Dir, lieber Gott!" Sie sank auf die Kniee, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Ja," sprach sie, Du, guter Gott, hast meine heißen Thränen gesehen, meine stillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Flehen erhört! O Arno, Arno, daß mir doch bald der selige Augenblick würde, dich wieder zu sehen, und dir deine Kinder, die bei deiner Abreise noch ganz unmündig waren,

vorzuführen, damit du nun aus ihrem Munde das erſte Mal den holden Vaternamen vernehmeſt.“

„Ja wohl zweifeln, du fremder Mann,“ ſagte ſie zum Pilger, „ob ich meines Gemahls noch gedenke, ob nicht ſein Andenken in meinem Herzen erloſchen?“ — „O meine Kinder,“ rief ſie jetzt ihren zwei Kleinen zu, die ſchüchtern in einiger Entfernung ſtanden, und den fremden Mann neugierig betrachteten — „o kommt hieher!“ Beide Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund,“ ſprach ſie jetzt zum Knaben, indem ſie ihn ermunterte, nicht ſcheu, ſondern hübſch dreiſt zu ſein, „ſage dem Manne hier das kleine Gebet, das wir alle Morgen für den Vater beten.“ Der Kleine faltete, als ob es allzeit ſo ſein müßte, auch wenn man ein Gebet nur auswendig herſagte, andächtig die Hände, und ſprach mit ſichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! Sieh auf uns zwei arme Waiſlein herab! Unſer Vater iſt im Kriege. O laß ihn nicht umkommen! O wir wollen auch recht fromm

und gut sein, damit der liebe Vater Freude habe, wenn er uns einmal wieder sieht! Ach ja, erfülle unsere Bitte!"

„Und du, Blanda," sagte sie zum gelblockigen Mädchen mit den Rosenwangen, „sag', wie beten wir Abends für den Vater, ehe wir uns schlafen legen?" Das Kind faltete eben so wie der Knabe die kleinen Händchen, schlug die blauen Augen zum Himmel auf, und betete schüchtern mit sanfter, leiser Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu Dir für unsern Vater auf Erden. Laß ihn sanft ruhen, und dein Engel beschütze ihn vor feindlichem Ueberfall. Schenke auch der lieben Mutter sanften Schlaf, damit sie ihres tiefen Kummers ein wenig vergesse. Oder wenn Du ihr auch den süßen Schlaf entziehen willst, so laß ihn auf die Augenlieder des Vaters sanft herabsinken. O möchte dieser Abend der letzte unserer traurigen Trennung sein! Möchte bald der frohe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wiedersehen."

„Amen, Amen!“ sagte die Mutter, indem sie die Hände faltete, und weinend zum Himmel aufblickte. — —

Jetzt fing der Pilger mit einem Male an laut zu weinen. In einem Augenblicke hatte er die Verkleidung — Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock hinweg geworfen — und stand nun in prächtiger, ritterlicher Tracht, in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Leben da, und breitete seine Arme weit gegen Frau und Kinder aus, und rief mit lauter, herzdurchdringender Stimme: „O Rosalinde, meine Gemahlin! O Edmund und Blanda, meine liebsten Kinder!“

Die Frau war von plötzlichem Freudenschrecken wie betäubt. Die Kinder, die bei dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten sie um Hilfe für den Mann flehen, schauten, als sie jetzt ihren Namen hörten, um — und erschracken über das Wunder, das sie zu sehen glaubten; denn sie meinten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende er-

zählt hatte, nicht anders, als der Greis habe ſich mit einem Male in einen ſchönen Jüngling des Himmels — in einen Engel verwandelt; ſo ſchön kam ihnen ihr Vater vor. Denn wirklich war er auch der ſchönſte Mann unter dem ganzen chriſtlichen Heere. O wie entzückt waren ſie, als die Mutter ihnen nun ſagte, der ſchöne Herr ſei ihr lieber Vater, von dem ſie ihnen ſo oft erzählt habe. Vater und Mutter und Kinder fühlten ſich ſo glücklich, als wären ſie ſchon im Himmel, und ein Paar Stunden verſchwanden ihnen wie ein Paar Augenblicke.

Roſalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter ſtarker Bedeckung ſporuſtreichs hieher geritten ſei, um ſie hier abzuholen; daß er aber wegen der ſteilen, gefährlichen Felſenwege ſein Gefolge von Reitern zurückgelaſſen habe, und in Pilgertracht, deren ſich damals auch Vornehme oft bedienten, wenn ſie unbekannt reiſen wollten, zu Fuße vorausgeeilt ſei, um ſchneller bei ihr zu ſein, ſich unter dieſer fremden Geſtalt von ihrem Wohlbefinden und von dem Wohlver-

halten ſeiner Kinder zu überzeugen, und ſie auf ſeinen Empfang vorzubereiten. Roſalinde fragte, wie es gekommen ſei, daß er ihren Aufenthalt ſo ſicher erfahren habe.

„O Roſalinde," ſagte er, „unſer Wiederſehen iſt die Frucht deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, beſonders gegen die Kinder in dieſem Thale. Darum hat Gott deinen Kindern den Vater wieder geſchenkt. Ohne dieſe deine wohlthätigen Geſinnungen hätten wir uns nicht ſo bald, ach vielleicht gar nicht mehr geſehen! Denn überall wareſt du von unſern Feinden umgeben, und leicht hätteſt du in ihre Hände fallen können. Erſt nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge." Er zeigte ihr das gefärbte Ei mit dem Spruche: Vertrau' auf Gott, Er hilft in Noth. „Sieh da!" ſprach er, „dieſes Ei war in der Hand Gottes das Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte lange Zeit her Leute ohne Zahl ausgeſendet, dich zu ſuchen, aber immer vergebens. Da kam ein-

mal Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich schon für verloren hielt, weil er mir gar zu lange ausblieb, von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund gestürzt, und wäre da bald verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit ein Paar Eier vom Hungertode, und schenkte ihm noch obendrein dieses Ei mit dem schönen Spruche, zum Andenken an seine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ei. Aber, lieber Himmel, wie erstaunte ich! Auf den ersten Blick erkannte ich in den Schriftzügen deine Hand. Augenblicklich saßen wir auf, und ritten dem großen Marmorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieser zeigte mir den Weg hieher. Hättest du den schönen freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eiern ein Fest zu geben; hättest du bei den leiblichen Wohlthaten nicht auch auf den Geist so schön Bedacht genommen, und die schönen Denkreime nicht auf die Eier geschrieben, wäret ihr alle — du mein lieber kleiner Edmund da, und du meine kleine holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht so wohlthätig gewesen: o so wäre uns der heutige Freu-

dentag nicht geworden! Auf jeder milden Gabe — sie sei auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie ist ein Samenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon großes Heil. Merkt euch das euer Leben lang, ihr lieben Kinder! Gebt den Armen gern, sucht Andern einen frohen Tag zu machen, gleicht eurer Mutter! Helft Andern aus der Noth, und euch wird auch geholfen werden! Erbarmet euch, und ihr werdet auch Erbarmen finden. Freudig werdet ihr dann auf Gott vertrauen können, und diese felsenfeste Wahrheit auf der zerbrechlichen Eierschale da, die große Wahrheit, die heute so schön in Erfüllung ging, wird auch fernerhin an euch herrlich in Erfüllung gehen. Er wird euch nie ohne Hilfe lassen. — Dies seht ihr aus dieser Geschichte. In Gold und Perlen werde ich deßhalb dieses Ei fassen lassen, und zum steten Andenken in unserer Burgkapelle am Altare aufhängen lassen."

Indeß war es Abend geworden, und ſchon glänzte hie und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno ging mit ſeiner Gemahlin am Arme ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwei Kleinen gingen voraus. Hier erwarteten ſie neue Freuden. Der Edelknecht und Fridolin, ſein Erretter, waren hier, und hatten ſich indeß mit Kuno unterhalten, den die Ankunft ſeines geliebten Herrn ſchon faſt geſund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfin die Eier geſchenkt hatte, kam zuerſt herbei, und grüßte ſie und die Kinder als alte Bekannte auf das Freundlichſte und Freudigſte. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eier vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbietig herbei und ſagte: „Laßt mich, theure Gräfin, die wohlthätige Hand küſſen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete.“ Den braven Kuno umarmte der Graf als ſeinen treueſten Diener, auch dem wackern Müller, der feſtlich geputzt in ſeinem hellblauen Sonntagsrocke daſtand, ſchüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie ſpeisten den Abend Alle zuſammen, und waren von Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war großer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer, ganz überaus vornehmer Herr sei angekommen, setzte Alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu sehen, und die kleine Hütte ward ganz von Leuten umringt. Der Graf trat mit seiner Gemahlin und seinen Kindern heraus und grüßte die Leute auf das liebreichste, und dankte ihnen für alles Gute, das sie seiner Gemahlin und seinen Kindern erwiesen hatten. „O, nicht wir sind ihre Wohlthäter," sagten die Leute mit Thränen in den Augen, „sie ist unsere größte Wohlthäterin!" Der Graf unterhielt sich lange mit den guten Leuten, und sprach mit einem Jeden aus ihnen, und Alle waren über seine Freundlichkeit entzückt.

Indeß hatte das Gefolge des Grafen mit Hilfe einiger Kohlenbrenner, einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter, und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwischen zwei waldigen Bergen hervor, zogen in das Thal herein, und ihre Helme

und Spieße leuchteten im Glanze der Sonne wie Blitze. Alle begrüßten ihre wiedergefundene Gebieterin mit hoher Freude, und ihr Freudenruf hallte rings von den Felsen zurück.

Graf Arno blieb noch ein Paar Tage hier; am Abend, bevor er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreiste, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler saßen zwischen Rittern und Knappen, und die Tafel sah sehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beschenkte der Graf seine ländlichen Gäste, vorzüglich den Müller, noch sehr reichlich.

Martha blieb in den Diensten der Gräfin. Für die Mutter und Geschwister des guten Jünglings Fridolin sorgte er noch ganz besonders. Zu den Kindern der Köhler aber sagte er: „Für euch, ihr lieben Kleinen, will ich zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlin unter so guten Leuten eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr sollen auf Ostern allen Kindern Eier von allen Farben ausgetheilt werden.“ „Und ich,“ sprach die gute Gräfin,

„will dieſen Gebrauch in unſerer ganzen Grafſchaft einführen, und auch dort zum Andenken meiner Befreiung alle Jahre auf Oſtern gefärbte Eier unter die Kinder austheilen laſſen.“ Dies geſchah auch. Die Eier nannte man Oſtereier, und die ſchöne Sitte verbreitete ſich nach und nach durch das ganze Land.

Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, ſagten: „Die Erlöſung der guten Gräfin aus ihrem Felſenthale und jenes Edelknechtes aus jenem Abgrunde und vom nahen Tode, geht uns zwar nicht ſo nahe an, ihr Andenken jährlich zu feiern. Die bunten Eier ſollen daher unſere Kinder an eine größere, herrlichere Erlöſung erinnern, die uns ſehr nahe angeht — an unſere Erlöſung von Sünde, Elend und Tod, durch Denjenigen, der vom Tode auferſtand. Das Oſterfeſt iſt das rechte Erlöſungsfeſt — und die Freude, die wir da den Kindern machen, iſt ganz dem Sinne des Erlöſers gemäß. Die Liebe, die gern Groß und Klein erfreut, iſt ja die Summe ſeiner heiligen Religion, und das ſchönſte Kennzeichen ſeiner wahren Verehrer. Ja, die Sitte,

den Kindern Eier zu ſchenken, kann auch den Eltern und allen Menſchen eine ſchöne Erinnerung an die Vaterliebe Gottes gegen uns Menſchen, ja, gleichſam ein Pfand der wohlwollenden Geſinnungen ſeines treuen Vaterherzens ſein. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja ſelbſt geſagt: „Wo iſt unter euch ein Vater, der ſeinem Sohne, der ihn um ein Ei bittet, einen Skorpion geben könnte? Wenn nun ihr euren Kindern gute Gaben zu geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn darum bitten — die beſte aller Gaben, den guten Geiſt geben?“

Heinrich v. Eichenfels.

Eigenthum u Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Wie

Heinrich von Eichenfels

zur

Erkenntniß Gottes kam.

Eine Erzählung

für

Kinder und Kinderfreunde.

Von dem

Verfasser der Ostereier.

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

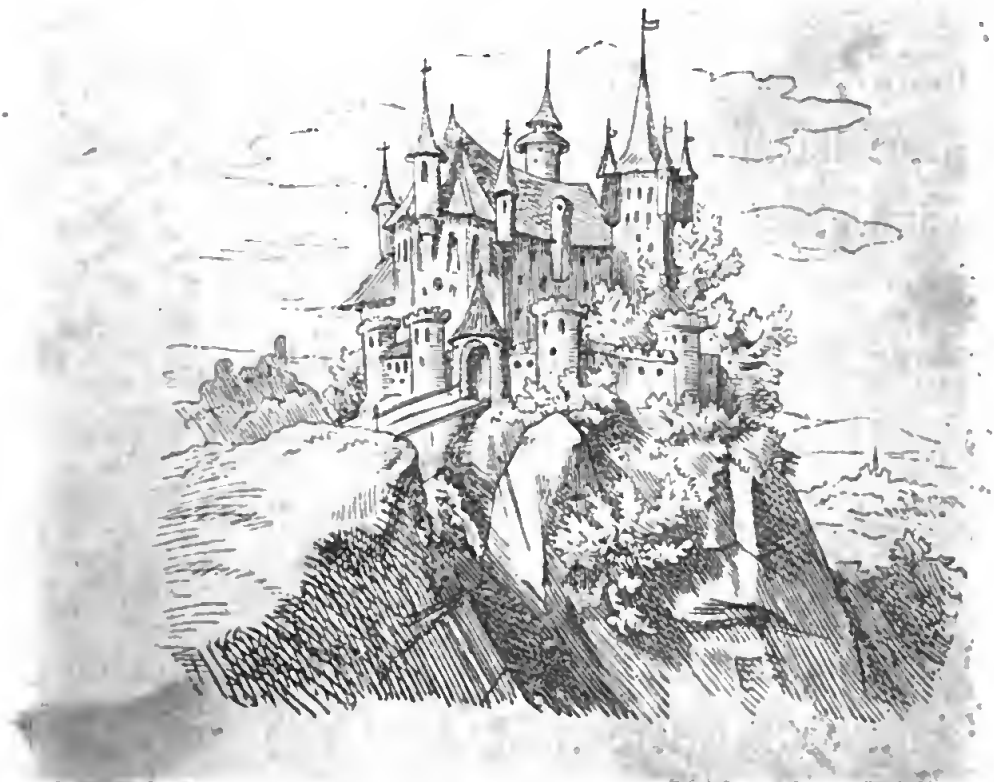
Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Aufsicht über Kinder ein Engelsgeschäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber sehr prächtigen



Schlosse, nahe an einem großen Walde, Graf Friedrich und Gräfin Adelheid von Eichenfels.

Ein zartes wunderschönes Knäblein, Namens Heinrich, das sie unaussprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater aussprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die fromme Gräfin blieb zurück auf dem Schlosse, und der einzige Trost über die Abwesenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer stillen Einsamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte sich vorgenommen, ganz der Erziehung desselben zu leben, und ihr ganzes Herz sehnte sich nach dem seligen Augenblicke, da sie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem theuern Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Tages saß die Gräfin mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha, das Kindermädchen stand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlich scherzend, einige frischgepflückte Blumen vor. Das Kind streckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und auch die Mutter lächelte sehr vergnügt, und ergötzte sich an der Freude des Kindes. Da trat auf einmal

ein Diener, der mit dem Grafen in's Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf sei schwer verwundet, und verlange vor seinem Ende, das vielleicht nahe sei, seine Gemahlin noch zu sehen. Die Gräfin war todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind fast nicht mehr halten. Der Bote machte, als er den Schrecken der Gräfin sah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, sie müsse Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn sie ihn noch sicher am Leben antreffen wollte. Die Gräfin entschloß sich, augenblicklich abzureisen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich," sagte sie, „ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter weinet! Armes Kind, du verliereſt deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie schmerzt es mich, daß ich dich auf dieser weiten beschwerlichen Reiſe in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margaretha," rief sie, indem sie sich zu dem Mädchen wandte, „dir übergebe ich das Liebſte,

was ich hier zurück lasse. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es so sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem schönen Tage, besonders des Morgens, in den Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden, womit er sich stechen, oder das er verschlingen könnte. Am wenigsten wirst du dich unterstehen, ihm etwas zu Leid zu thun, und ihn Zorn und Unwillen über seine kindliche Unbehülflichkeit empfinden zu lassen. Die Aufsicht über kleine Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sei du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beschließerin, der ich das ganze Haus übergebe, wird mir schon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habest. Versprich es mir, diese meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu lassen, damit ich wenigstens in diesem Stücke außer Sorge sein könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du

mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirst, so werde ich dich zu belohnen wissen. Auch werde ich dir etwas Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen soll."

Margaretha versprach Alles. Die Gräfin küßte das Kind, segnete es, und blickte mit nassen Augen, indem sie innerlich betete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margarethen in die Arme, und stieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerschaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bei einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweites Kapitel.

Großes Unglück aus kleinem Ungehorsam.

Margaretha war ein armes, verwaistes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüth, einen heitern, fröhlichen Sinn, und ein sehr liebliches, blühendes Aussehen. Deßwegen hatte die Gräfin sie zur Wärterin des kleinen Heinrichs angenommen. Margaretha, das gute fromme Mädchen, befolgte Alles, was die Gräfin ihr befohlen hatte, genau, und es verging keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfin nicht zu Sinne gekommen wären. Denn sie liebte die edle Frau als ihre größte Wohlthäterin, und hatte an dem holden Kinde die herzlichste Freude; ja sie ehrte in demselben schon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tages saß Margaretha neben dem schöngeflochtenen Wiegenkorbe des schlafenden Kindes, und strickte. Sie hatte den Korb, der sich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Rosen geschmückt, damit dem Kinde sogleich bei dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor schützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe störe — und lieblicher und schöner als die frischen Rosen schienen die rothen Wangen des schlafenden Kindes durch den zarten, durchsichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Musikanten vor das Schloßthor, und ließen sich da hören.

Die Leute im Schlosse liefen Alle zusammen und riefen die Musikanten herein in die untere Stube, um sich, weil die Herrschaft eben nicht zu Hause war, bei Musik und Tanz einen lustigen Nachmittag zu machen.

Margaretha hörte nichts lieber, als Musik; dennoch blieb sie, der Worte der Gräfin eingedenk, an dem Wiegenkorbe des schlafenden Kindes ruhig sitzen. Da kam Görge, der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen," rief er, „komm doch auch herab! Du glaubst nicht, wie lustig es zugeht. Solch prächtige Musik hab' ich noch nie gehört. Einer hat ein Hackbrett, und schlägt darauf zu, als wollte er's in Stücke zerschlagen. Ein kleiner Bube spielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer dickbackiger Junge bläst das Posthorn dazu, daß einem beide Ohren klingen, fast lauter als der Triangel! Komm doch geschwind herunter!" Margaretha sagte, sie dürfe das Kind keinen Augenblick verlassen. „Sei nur nicht so kindisch," sagte der leichtsinnige Bursche, „du wirst wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind schläft ja, und du kannst ihm ja nicht schlafen helfen. Komm, komm, und zier' dich nicht so. In einem Viertelstündchen bist du wieder hier. Einen Reihen wirst du mir nicht abschlagen." Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, sich bereden, und ging mit hinab.

Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angst kam sie an. Sie wollte gehen; allein die Uebrigen hielten sie auf. Zuletzt riß sie sich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entsetzen ergriff sie! Das Bettchen war leer; sie sah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte sich zwar und tröstete sich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schlosse das Kind zum Scherze in ein anderes Bett gelegt, um sie zu erschrecken. Aber schon der Gedanke, die Gräfin könnte dieses inne werden, machte sie zittern. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und sah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre Todesangst ergriff sie. Sie eilte hinab, und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf ist nicht mehr in seinem Bettchen; wer von euch hat mich so erschreckt, und das Kind hinweggenommen?“ Niemand wußte etwas davon; kein Mensch war aus dem Zimmer gekommen. Alle hörten sogleich auf zu tanzen, und die Musikanten gingen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten. Alle, so viel ihrer in der

Stube waren, eilten erschrocken hinauf; Alles wurde durchsucht. Bald zeigte sich, daß außer dem Kinde noch allerlei Kostbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind sei geraubt worden!

Die allgemeine Lustbarkeit verwandelte sich nun in Weinen und Wehklagen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott," rief die Beschließerin lautweinend, „ach, die gute Gräfin! Wie wird es erst ihr sein, wenn sie das hört, Das ist ihr Tod." Margaretha aber wollte verzweifeln; sie wäre im ersten Anfall der schrecklichsten Verzweiflung fortgerannt, und vielleicht gar in den Fluß gesprungen, wenn man sie nicht aufgehalten hätte. „O Du mein Gott," rief sie mehrmals und voll des heftigen Schmerzens, „wer hätte das geglaubt, daß ein so kleiner Ungehorsam so große schreckliche Folgen haben könne!"

Drittes Kapitel.

Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schlosse voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer des Kindes beisammen waren; indem Margaretha, halb wahnsinnig, scheu und verwildert aus ihren schwarzen Augen blickte, und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden saß, auf dem die Rosen, die den Wiegenkorb geschmückt hatten, zerstreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male schnell die Zimmerthür auf — und die Gräfin trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht so gefährlich, als es anfangs geschienen hatte. Sobald er sich außer der Gefahr befand, hatte die Gräfin,

auf Zureden des Grafen und aus eigenem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreise angetreten, um nur recht bald wieder bei ihrem lieben Kinde zu sein. Sie war nur aus der Kutsche gesprungen, und sogleich auf das Zimmer geeilt, wo sie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alle im Zimmer erschracken bei dem Anblicke der Gräfin. Margaretha that einen lauten Schrei. „O Gott, sei mir und ihr gnädig!“ rief sie. Die Gräfin sah die todtenblassen Gesichter, die rothgeweinten Augen, Margarethens Verzweiflung, die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tausend bange Ahnungen, tausend schreckliche Gedanken zuckten gleich Blitzen durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als sie endlich die Geschichte halb erfuhr und halb errieth — da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf sie herein; sie sank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht Alle herbeigeeilt wären, sie zu halten.

„O Gott, o Gott," rief sie endlich jammernd, als sie wieder zur Besinnung gekommen war,

„welch' ein entsetzliches Leiden hast du mir auferlegt! Ach mein Kind, mein Kind, mein liebstes Kind! O mein Gemahl, mein theuerster Gemahl, ach, diese Botschaft wird dir tiefere Wunden schlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter kleiner Heinrich, wo bist du wohl jetzt? In welche Hände bist du gefallen? O, wenn du von Räubern verführt werden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O dann wärest du ein schöner Engel an Gottes Throne und ich hätte den Trost, dich dort einstens wieder zu sehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost! Ach, was kann, was wird unter solchen Menschen aus dir werden?"

„O Gott!“ rief sie dann wieder, und fiel auf die Kniee nieder, und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. „O guter Gott, Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber Deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finstern Wäldern, in welcher Räuberhöhle es sich befinde; aber Dein Auge sieht es, wo es auch ist. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweisen, aber Du und nur Du allein kannst es erhalten. Du höreſt ja das Schreien der jungen Raben; o höre auch das Flehen dieses Kindes, das gewiß weint und wimmert und sich nach seiner Mutter sehnt! — Mir und meinem lieben Gemahl aber gib die Gnade, diesen Verlust zu ertragen! Obwohl zunächst Unvorsichtigkeit und Bosheit der Menschen uns den kleinen Engel geraubt haben, so ließeſt doch Du es zu. Du fügteſt es so; Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieser Schmerz wird mir unter Deiner Leitung einmal zum Heile sein.“ So tröstete sich die trauernde Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Troſt. Sie fiel der Gräfin zu Füßen, und bat ſie um Verzeihung. „Ach,“ ſagte ſie, die Hände ringend, „wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreien könnte, ich wollte gern den letzten Tropfen vergießen. Laſſet mich hinrichten; ich will gerne ſterben.“ Die Gräfin verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung,“ ſprach ſie; „es ſoll dir kein Leid geſchehen. Du ſiehſt aber, wie gut ich's meinte, wie weiſe mein Befehl war, du haſt es nun erfahren, was Ungehorſam, Leichtſinn, Hang zu Luſtbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unſer Aller Freuden auf dieſer Welt ſind nun für immer dahin, wie die Roſen hier, die welk und entblättert, auf dem Boden umherliegen.“

Nachdem die Gräfin ſich von dem erſten Schrecken erholt und vernommen hätte, das Kind ſei erſt vor ein paar Stunden geraubt worden, ſo ſchickte ſie ſogleich eine Menge Leute aus, es aufzuſuchen. Ein Bote nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen,

und weinte immer auf's neue, sobald sie schon von weitem seine trostlose Miene sah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringste Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte sich fast die Augen aus. Nach und nach wurde sie zwar ruhiger; allein sie war immer sehr blaß und ging umher, wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verschwand sie, und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerin, ein altes, häßliches Weib, mit pechschwarzen Haaren und gelbbraunem Gesichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab sich, leichtgläubige Menschen zu betrügen und zu bestehlen, mit Wahrsagen ab. Unter diesem Vorwande war sie schon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundschaftet. Sie stand mit dem Aeltesten der drei Musikanten im Einverständnisse, und während dieser mit lärmender Musik alle Leute im Schlosse in die untere Stube lockte, war die Zigeunerin durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtsamkeit offen gelassen hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig besuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kin-

des geschlichen, hatte das Kind und was sie sonst in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte, genommen, und war damit durch den Garten schnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg sie sich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finstern Nacht machte sie sich auf, und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte sie sich hinreichend versehen. Den Tag über versteckte sie sich wieder in dichtes Gesträuch oder in das Korn. So wanderte sie viele Meilen weit fort, bis in's Gebirg. Hier befand sich, tief unter der Erde, eine schauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen halbverschütteten Bergwerks war. Der Eingang dazu war von Felsentrümmern und verwachsenen Dornen so gut versteckt, daß ihn nicht leicht ein Mensch finden konnte. Nachdem die Zigeunerin lange durch Gestein, Dorngesträuch und Brombeerstauden gekrochen war, kam sie an eine eiserne Thüre, zu der sie den Schlüssel hatte. Sie öffnete die Thüre, und kam durch einen langen

Gang, der fast eine Stunde währte, endlich in die Höhle.

Diese Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen sie sich, um vor der strafenden Gerechtigkeit sicher zu sein. Hier verwahrten sie in großen schweren Kisten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und kostbarer Geräthe, Gold und Silber, Edelsteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trotzigen Gesichtern und rauhen Bärten, saßen, als die Zigeunerin mit dem Kinde ankam, eben beisammen,

tranken, rauchten Tabak und spielten in den Karten. Sie hatten eine große Freude als sie vernahmen, dieses Kind sei der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und sie überhäuften die Zigeunerin mit Lobsprüchen über den gelungenen Raub. Ein solches Kind vornehmer Eltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten sie schon lange gewünscht. „Du hast dich trefflich gehalten, alte Großmutter!“ sagte der Räuberhauptmann. „Nun sind wir vollkommen sicher. Wird einmal einer von uns gefangen, und will man ihm ein Leid thun, so drohe er nur, daß wir übrigen dann dieses Kind, gemäß unserer Abrede, schrecklich zu Tode martern würden. Da wird man seiner gewiß schonen, oder ihn vielleicht gar gehen lassen.“ Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerin, die den Räubern kochte und die Hauswirthschaft führte, wohl für das Kind zu sorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieser schauerlichen Höhle kam nun das zarte Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit erloschen.

Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen ſchönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in dieſe Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunklen, rußigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felſenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleiſch, Gemüſe, und beſonders ſolche Speiſen, die ſich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberfluße. Ein großes Faß mit Waſſer in einer Ecke der Höhle, das ſie von Zeit zu Zeit friſch auffüllten, vertrat in dieſer unterirdiſchen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da ſie das Waſſer aber weit holen mußten, ſo ging die Zigeunerin ſehr ſparſam damit um, und ſchärfte es dem Kleinen ſehr ein, den Hahn immer wohl zu ſchließen. Eine Streu von Binſen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerin ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich zu eſſen; allein ſie

unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder lesen noch schreiben, und hörte aus dem Munde dieser bösen Menschen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, Namens Wilhelm, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Lust zum Spielen zu dieser schrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt sich gern mit dem Kleinen. Auch brachte er ihm, so oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er schenkte ihm allerlei von Holz ausgeschnitzte schönbemalte Figuren, die Abbildung einer Schäferei mit vielen Schafen, nebst Schäfer und Schafhund, eines Gartens mit allerlei Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine kleine Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf spielen; ein anderes Mal brachte er ihm einen Bund gemalter Blumen und lehrte ihn, selbst Blumen aus Papier ausschneiden, sie zusammenfügen und mit allerlei Farben bemalen. Der Kleine beschäftigte sich auf diese Art manche Stunde. Das Liebste aber aus allen

seinen Spielsachen war dem Kinde ein kleines Bildniß seiner Mutter, das die Zigeunerin in dem Schlosse entwendet hatte. Es war unvergleichlich schön und lieblich gemalt, in Gold und Kristall gefaßt, und ringsum mit Diamanten besetzt. Die Zigeunerin ließ es ihm aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn sie besonders guter Laune war.

Wilhelm betrachtete das Bild öfter, gedachte seiner eigenen Mutter und wischte sich eine heimliche Thräne aus dem Auge. „Armes Kind," sagte er bei sich selbst, „es war doch grausam, dich einer solchen Mutter hinweg vom Herzen zu reißen. O wie ganz anders würdest du es bei ihr gehabt haben, als hier in diesem schauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird sie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen, wie gerne würde ich es thun! Aber ich selbst bin wie ein Gefangener! Hundert Male wäre ich schon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer so sorgfältig bewacht hätten!"

Er führte mit dem Knaben allerlei Gespräche, erzählte ihm mancherlei, das dem Kleinen Freude machte, und seinen Verstand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht gelitten, weil sie sich vor Allem scheuten, was ihr Gewissen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Versuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er sehr neugierig zu wissen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat sie öfter, ihn mitzunehmen. Allein sie wiesen ihn allemal kurz und rauh ab, und vertrösteten ihn auf ein anderes Mal. Einst waren sie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerin, die gar nicht mehr gut zu Fuß war und immer zurückblieb, war dem munteren Knaben eine traurige Gesellschaft. Sie war immer sehr grämlich und saß, wegen ihrer triefenden Augen oft stundenlang hinter einem grünen Lichtschirm und flickte altes Leinenzeug oder zählte Geld, ohne ein Wort zu reden. Dann schlief und schnarchte sie wieder mehrere Stunden in einem fort.

Als sie nun wieder einmal fest eingeschlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachs=

kerze an, ging in dem dunkeln Gange, durch den die Räuber alle Mal fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiserne Thüre. Es gelang ihm aber nicht, sie zu öffnen, indem sie mit einem schweren Schloße fest verschlossen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere schmale Nebengänge, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den ersten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen, und seine Kerze bereits ausgebrannt und am Er=

löschen war, schien es ihm, als sähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging er darauf zu. Das röthlich strahlende Licht wurde immer größer und endlich so groß, daß es ihm als eine feurige aufrecht stehende Gestalt vorkam. Er aber ging immer muthig vorwärts, und stand endlich an einem Felsenrisse, durch den die Morgenröthe herein schien, und durch den man bequem in das Freie hinaus gehen konnte — und mit einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, diesem dunkeln, unterirdischen Aufenthalte entronnen, nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand — das kann keine Zunge aussprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Gluth, und auf Wald und Gebirg schwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem

ſich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abſpiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erſtaunen außer ſich; es war ihm, als ſei er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie ſchlaftrunken. Er konnte nur ſchauen; er fand lange keine Worte, ſein Erſtaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit, wie unermeßlich weit iſt es um mich her! O wie ſchön, wie herrlich iſt Alles!“ Und dann ſtaunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felſen voll grüner Tannen! oder den ſpiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch voll Waldroſen an.

Jetzt ging über einem entfernten Tannenhügel zwiſchen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine ſah mit ſtarrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor und er meinte wirklich, die Wolken, die er das erſte Mal ſah, fingen an zu brennen. Unverwandt ſah er hin — bis endlich die Sonne, vom leichten Morgenduft wie von einem

zarten Flor bedeckt, golden, rund und schön über den Hügeln schwebte. „Was ist doch das? Welch' ein wunderbares Licht!“ rief der Knabe, und stand noch immer voll Verwunderung mit starrenden Blicken und ausgestreckten Armen da — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute sich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die schönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie besäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das sich unter einem blühenden Rosenstrauche gelagert hatte. „Ei, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte sich, stand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erschrocken zurück. „Was ist das?“ rief er. „Das lebt ja! Es kann gehen, es hat eine Stimme! Die meinigen sind alle stumm und todt und keines rührt sich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?“ Er wollte sich mit dem Lamme in ein Gespräch einlassen; er that allerlei Fragen an das Thier=

chen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem nämlichen unverständlichen Schrei antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein schöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und blonden Haaren, herbei, der das Lamm vermißt und gesucht hatte. Er hatte dem Kleinen schon lange zugesehen, und wußte nicht, was er von ihm halten solle. Der Knabe erschrack zuerst über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber sehr freundlich grüßte, so faßte der Kleine Muth. „O wie schön bist du!“ sprach er zu dem Jünglinge. „Und sag' mir doch,“ fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, „gehört diese große, große weite Höhle dir? Darf ich nicht bei dir und bei deinem Lamme bleiben?“ Der Jüngling verstand das Kind nicht und meinte anfangs, es sei verrückt. Er fragte es, wie es hieher gekommen sei. Als nun der Kleine sagte, er sei aus dem Boden herausgekrochen, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem

Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte sein Lamm unter den andern, und eilte so schnell davon, als setzten ihm die Räuber schon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einsiedelei.

In dem Gebirge lebte ein alter, sehr ehrwürdiger Einsiedler, der über achtzig Jahre zählte, und wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Meinrad, weit umher berühmt war. Zu diesem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einsiedelei, zu der es nicht sehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächst dem See, und glich einem Paradiese. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemoosten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte stand zwischen schattigen Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der schönsten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob sich ein Weinberg, und seitwärts zog sich ein schmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und

wo sonst noch zwischen den Felsen ein übriges Plätzchen war, stand ein Baum, der die herr=

lichsten Früchte, oder wenigstens ein Strauch, der köstliche Beeren trug. Auf einem Felsen, der sich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit spitzigem Thürmlein empor, und eine Treppe, die in den Felsen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis saß, als der Jüngling das vergitterte Pförtchen des Gartens öffnete, und mit dem Knaben herein kam, eben auf einer höl=zernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigste Aussicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er sehr andächtig las, lag

vor ihm auf dem Tiſche. Die wenigen Haare, die ſeinen kahlen Scheitel umgaben, und ſein großer Bart waren weiß wie Schnee, ſeine Wangen aber noch blühendroth wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutſeligkeit ſtand er auf, grüßte beide, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerkſamkeit an, und fragte den Knaben um deſſen Namen, indem er ihn voll des innigſten Mitleidens auf ſeine Arme nahm. Er ahnete bald, das Kind ſei vornehmen Eltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bei mir,“ ſagte er zu dem Jünglinge, „und ſage für jetzt noch keinem Menſchen davon. Ich hoffe, ſeine Eltern ſind noch aufzufinden; und hier iſt er indeß gegen die Nachſtellungen der Räuber am beſten geſchützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber iſt bei mir nicht zu holen, und guten Rath und heilſame Ermahnungen, die freilich oft mehr werth ſind als Gold und Silber, haſſen ſie.“ Zu dem Knaben aber ſprach er: „Sei mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater ſein, und für

dich ſorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders als Vater.“

Der Alte bewirthete hierauf ſeine Gäſte mit Milch und Brod. Nachdem der Jüngling ſich erquickt hatte, ergriff er ſeinen Hirtenſtab, um zu ſeiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling verſprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm ſchenkte, ſo gab er ſich zufrieden, und zeigte über das Geſchenk, das in ſeinen Augen einen unermeß-lichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

Da der Jüngling fort war, setzte der mitleidige Greis den Knaben, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, neben sich auf die Bank. „Lieber Heinrich," fing er an, „weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?"

„O ja," sagte Heinrich, „ich habe eine schöne Mutter — hier in meiner Tasche. Da sieh einmal!" Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu sich gesteckt hatte, und das in einem schönen Futteral von rothem Saffian wohl verschlossen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß seiner Mutter noch nie am Sonnenlicht gesehen. Er erstaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desselben, und über den Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bei dir so helle ist!“ sprach er. „Aber sag' mir nur,“ fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, „wer hat denn die schöne goldene Lampe da droben angezündet, die Alles rings umher so hell macht? Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unserer Höhle war dagegen nur trüb und armselig. — Und wie kommt's denn, daß sie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auf dem höchsten Baume gestanden wäre. Wie ist doch dieß gemacht, daß sie so frei schwebt, und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?“

Vater Menrad sagte ihm, daß man dieses große schöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl schon tausendmal länger, als der kleine Heinrich lebe, immer so laufe und in Einem fort so brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht!“ sagte Heinrich. „Aber was du da für wunderschöne Blumen hast!“ fing er wieder an, und stand auf, und sprang zu den Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich schön roth und gelb und blau sie bemalt sind! Und wie alle die unzähligen Blättchen so schön und zart, eines wie das andere, ausgeschnitten sind! Und aus was wohl alle diese Blättchen sein mögen? Papier ist dies keines, ja Seide ist nichts dagegen. Sag', hast du alle diese Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen sind gar unbegreiflich feine und zarte Fäserchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu, und scharfe Augen. Ich habe wohl auch schöne Blumen gemacht; aber so schön kann ich's nicht.“

Menrad sagte, daß kein Mensch eine solche Blume machen könne, und daß sie alle von selbst aus der Erde gekommen seien. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht sein,“ sprach er; „da will ich doch viel lieber glauben, du habest sie gemacht.“ Der Greis zeigte

dem Knaben die zierliche Samenkapsel der gefüllten Mohnblume, schüttelte ihm die winzigkleinen, runden Körnlein auf die Hand und sagte ihm, in jedem solchen Körnlein stecke eine Menge solcher großen purpurrothen Blumen, die daraus hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege; und so seien auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe sah den Greis an, ob das sein Ernst sei, und sprach: „Aus einem solchen winzigkleinen Kügelein sollte eine so große, schöne Blume kommen? Da müßte ja ein solches Körnlein unendlich künstlicher eingerichtet sein, als die künstlichste goldene Taschenuhr.“ „Das ist es auch!“ sagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?“ sagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein!“

Er betrachtete die Blumen auf's neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte sich nicht satt daran sehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was

dieſe Lampe für eine Hitze hat!“ rief er. „Sie iſt ſo weit weg, und macht einem doch ſo warm! Es iſt ein wunderbares Licht!“ Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tiſch lieblich beſchattete. „Da iſt es doch recht kühl und angenehm,“ ſagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. „Der Baum iſt gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, ſondern auch gegen die Hitze ſchützt. Wie groß er iſt und wie viele tauſend Blättchen er hat! Der Stamm iſt, wie ich ſehe, wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du dieſe unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habeſt. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!“

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

Indeß ging der Greis in die Hütte und besorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerst Milch und Brod, und dann für den Knaben Butter und Honig, und ein niedliches Körblein voll der schönsten Aepfel; für sich aber Wurzeln und Kräuter, eine große goldgelbe Melone und etwas rothen Wein in einer hellen gläsernen Flasche. Heinrich ließ es sich recht gut schmecken und sagte zu dem Greise: „Aber wo nimmst du denn alle die guten Sachen? Ziehst du bisweilen auch auf den Raub aus?“

Vater Meurad erzählte ihm unter dem Essen, wie wunderbar Alles gewachsen sei. „Sieh',“ sagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu schälen und zu zerschneiden,

„dieſe Aepfel hier im Körblein bekam ich von dieſem Baume. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll ſolcher ſchönen Aepfel hervor.“ „Iſt das aber auch wahr?“ ſagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich anſah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Aſt herab, und zeigte ihm die kleinen grünen Aepfelein. „Siehſt du nun,“ ſagte er, „wie ſie aus den Zweiglein hervorkommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt ſo groß, und ſo ſchön gelb und roth, wie dieſe hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum ſelbſt aber,“ ſagte Menrad, indem er den Apfel zerſchnitt, „kam aus einem ſolchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Meſſer eines hängt. Ich habe dieſen Baum da noch als ein ſolches Kernlein gekannt. In einem jeden ſolchen Kerne ſteckt ein ſolcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge ſolcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man ſo viele Aepfel bekommen, daß ſie die Welt nicht faſſen würde, und daß ein Menſch, wenn er auch tauſend Jahre lebte, ſie nicht zählen könnte.“

„Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein," fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getreidkörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. „Es ist da wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen solchen Getreidkörnlein könnten wir viele tausend solche Brode bekommen, wie das hier auf dem Tische." Menrad beschrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Gespräches auf sein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts als Erdschollen gesehen habe. Heinrich sprang hin, und fand zu seiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und so," beschloß Vater Menrad, „ist es mit allen grünen Gewächsen, die du weit und breit umher erblickest. Alle, das Gras hier zu unsern Füßen, die blühenden Rosengesträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaumes, — grünten und blühten aus

solchen Körnlein auf, oder können wenigstens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tische erblickest, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der stärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kresse, der Rettig, die große, schöne Melone; auch die Zweige, aus denen diese netten Fruchtkörblein geflochten sind, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja sogar Tisch und Bank haben wir solchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit Allem, was schön ist, reichlich auszuschmücken, und an Allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben."

Dem Knaben waren dies lauter Wunderdinge. Wie er vorhin Alles voll Erstaunen anschaute, so höchst erstaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einsiedlers zu.

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß neigte sich die Sonne zum Untergange; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, so wollte er dennoch aus weiser Vorsicht wenigstens seine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm seine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachsenen Felsen hervorbrach.

Heinrich schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Welch eine Menge Wasser das ist," rief er, „die da aus dem Steine herausrinnt!

Alle Augenblicke meine ich, es müſſe aufhören, und immer fließt es gleich ſtark fort. Wer hat doch die Menge Waſſer oben hineingegoſſen, und wo nimmt man Waſſer genug her, nachzufüllen? — Du ſollteſt die Oeffnung verſchließen und das Waſſer mehr ſparen; ſonſt geht es dir aus.“ Menrad ſagte ihm, daß dieſes Waſſer wohl ſchon ſo lange, als die Sonne leuchte in Einem fort ohne Aufhören da herausfließe, niemals abnehme, und keines Auffüllens bedürfe. Er ſagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angeſehen hatte, nichts ſei, als lauter Waſſer. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fing an, ſeine Blumen zu begießen. „Ach, was machſt du da?“ ſagte Heinrich, „da verdirbſt du ja deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen.“ Menrad ſagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewiſſe Art lebten, das Waſſer ſo nothwendig hätten, als der Menſch

das Trinken. „Aber," ſagte Heinrich, „wer kann denn allen dieſen Gewächſen genug Waſſer zutragen? Wer ſteigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?" Menrad ſagte ihm: „Dafür iſt ſchon geſorgt. Auf welche Art, ſiehſt du vielleicht eher, als wir denken!" fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her, und es fing an, erſt ſehr ſanft und dann ſehr ſtark zu regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erſcheinung. „Das iſt eine gute Einrichtung," ſagte er; „ſie erſpart dir viele Arbeit. Das Waſſer fällt ſo ſchön, in tauſend und tauſend Tropfen herab, als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn dieſe Wolke, wie du das wunderliche Ding nenneſt, kommen? Wer brachte das

Waſſer da ſo hoch hinauf? Wie kommt's doch, daß die Wolke ſo frei ſchwebt, und nicht herunterfällt?" „Das ſollſt du ſchon noch hören!" ſagte Menrad. Der Kleine ſah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es ſich verzog und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anſtaunen lauter neuer Gegenſtände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag ſehr ſchnell herum. Denn hundert Dinge, die andere Menſchen aus Gewohnheit gleichgiltig anſehen — ein goldgrünes Käferlein, das auf einem Roſenblatte ſaß; ein geſtreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumſtamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anſtimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einſiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurück kamen — waren dem Kleinen höchſt wundervolle Erſcheinungen, und gaben Anlaß zu mancherlei Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenseits des See's unter. „O weh," rief Heinrich erschrocken, „jetzt taucht sich die Sonnenlampe dort in das Wasser; dann lischt sie aus, und alle unsere Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe anzünden — die wird uns in diesem großen, weiten Raum wenig helfen."

Vater Meinrad beruhigte ihn. „Hab' keine Sorge," sprach er. „Jetzt gehen wir bald schlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeschlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegengesetzten Seite zwischen jenen Bergen wieder herauf. So lauft sie, ohne nur einen Augenblick stille zu stehen, beständig im Kreise umher, und erleuchtet und erwärmet Alles."

Zehntes Kapitel.

Die wichtigste Frage und die richtigste Antwort.

Heinrich kam auf seine alten Fragen zurück, die der weise Mann mit Vorsatz nicht sogleich beantwortete, sondern vielmehr die Wißbegierde des Knaben noch immer mehr gereizt hatte. „Ja, was macht denn," fragte er wieder, „daß die Sonne immer so lauft? Und wer hat dieses große, große schöne Gewölbe da oben gebaut? und es so schön blau bemalt? Wer hat das viele Wasser in jenem Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frei in der Luft herbei schweben, und alle Gewächse mit so unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß sie eine Flöte haben, so schöne Lieder spielen? Wer hat Blumen und

Bäume in so kleine Körnlein verborgen, daß sie, an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken, und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen? Wer hat Alles so schön eingerichtet?"

„So meinst du denn wirklich," sagte Vater Meurad, „daß Jemand sei, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?"

„O ja freilich," sagte Heinrich, „das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unsere Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie achthaben, und immer frisches Oel nachgießen. Und das Wassergefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir

nicht Durſt leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuſchneiden für Mühe koſtet, und was für ein richtiges Augenmaß man haben müſſe, weiß ich gar gut. Daß dies Alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menſchenhänden könne gemacht ſein, begreife ich wohl. Wer aber Derjenige ſei, der dieſes Alles gemacht habe, das möchte ich eben wiſſen.“

Jetzt, als der Knabe von der Größe, Schönheit und weiſen Einrichtung der Welt ſo lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall ſeinen Blicken begegneten, gleichſam überwältigt war, und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieſer große Wohlthäter ſei, von dem Alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu dem Knaben von Gott, von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen ſagte ihm der Greis, daß Heinrich Recht habe, daß Einer ſei, der dieſes Alles gemacht habe, und daß man dieſen Allmächtigen, Allweiſen, Allgü-

tigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben diesen Morgen gewesen, als ihm die Sonne das erste Mal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — so, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muth. Der Gedanke an Gott ging gleichsam als eine Sonne in seinem Innern auf, die von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die ganze Welt umher in einem schönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters sehen ließ.

„Ja, liebes Kind," fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, „Gott ist Derjenige, der Alles, was du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet, und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt sie uns die Wunder seiner Werke, und leuchtet uns bei unsern Geschäften; an ihren warmen

Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speisen an dem Feuer. Er läßt reichliches Wasser aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken hervortröpfeln, uns zu tränken und Alles zu erfrischen. Er breitet auf unserm Fußboden den farbigen Teppich von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdscholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köstlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeste der Bäume mit Früchten aller Art; Er läßt uns in den grünen Thälern gleichsam Bäche von Milch fließen, und Felsen und hohle Bäume von Honig triefen. Er schuf den Baum, der uns mit seinem Schatten kühlt, und mit seinem Holze wärmt. Er lehrt die Vögel ihre Lieder, mit denen sie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht ist. Er gibt uns Alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er macht Alles so schön, damit wir Freude an seinen Werken haben, und Ihn lieben, und dereinst zu Ihm kommen möchten —

in noch viel schönere Gegenden, als du hier um uns her erblickest, wo wir dann bei Ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir Ihn jetzt noch nicht sehen können, so sieht Er doch uns überall, und hört jedes unserer Worte, und weiß sogar unsere Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unsere Schicksale. Er erlöste dich aus jener Höhle, und ließ dich auf den Armen zu mir hieher tragen. Er ist unser größter Wohlthäter, unser bester Freund, unser liebreichster Vater."

Heinrich hörte dem frommen Greise mit der größten Aufmerksamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter diesem Gespräche Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel schwebte, leuchtete jetzt im reinsten Glanze, und stand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel und man glaubte darin einen zweiten Himmel mit Mond

und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher regte sich; es herrschte eine feierliche Stille. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl, das Gefühl der Andacht, der Anbetung, der Nähe Gottes regte sich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und betete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob seine Händchen das erste Mal zum Himmel, und sprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen flossen dem guten Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch schon so viel Gutes erwiesen habe. Und als der Greis das Gebet vollendet hatte, setzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott! daß Du mich aus meiner finstern Höhle befreit und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte.“

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bei der Hand, und führte ihn in seine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Moose, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit seinem eigenen Mantel zu.

Eilftes Kapitel.

Eine Reise in's Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bei sich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener schlimmen Gesellschaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bei der einfachen Nahrung und der gesunden Bergluft werde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdischen Wohnung sehr blaß gemacht hatte, sich am besten erholen, und seine Eltern würden dann eine desto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen, schön und hold wie eine Rose am Strahle der Morgensonne.

Gegen Mitte des Herbstes beschloß Vater Menrad, der ehemals weit umher gekommen war,

und viele Städte gesehen hatte, seinen Wanderstab noch einmal zu ergreifen und unter die Menschen zurück zu kehren, um die Eltern des Kindes aufzusuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, ersucht, den Knaben zu sich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerst bringen.

An einem schönen, heitern Herbstmorgen, als kaum der Morgenstern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünstiges Gebet, daß Gott diese Reise segnen wolle. Nachdem sie hierauf ein Frühstück genommen, und sich mit Lebensmitteln auf die Reise versehen hatten, machte Monrad sich auf den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einsame Fußsteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern besucht wurden. Gegen Mittag kamen sie an eine Felsenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier setzten sie sich in den Schatten, um auszuruhen und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbei, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küſſen. Der kleine Heinrich ſprang auf und ſchrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Menſch, wie ich! O das iſt ſchön! das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menſchen gebe; ich glaubte, ich ſei der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehſt mit uns?“ Der Hirtenknabe erbot ſich, dem Vater Menrad die Reiſetaſche zu tragen. Sie gingen mit einander weiter und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben ſo angelegentlich, daß er beinahe auf ſonſt nichts mehr achtete.

Hierauf kamen ſie in ein kleines grünes Thal zwiſchen hohen Felſen, wo eine Heerde Schafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiſte. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erſt einige Tage alt waren, eine ganz unbeſchreibliche Freude, und ſtreichelte ſie unter allerlei ſüßen Benennungen.

Indeß ſchaute ſich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängenden Felſen,

aus dem eine kleine Quelle hervorbrach, sah er ein Hirtenmädchen sitzen, das in der einen Hand den Hirtenstab, und in der andern, zu seiner Verwunderung, ein Buch hielt, und ganz in das Lesen vertieft schien. Er ging zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet, und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Gesichtsbildung war sehr sanft, und in ihren Mienen bemerkte man eine stille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie gesehen; allein sie erkannte ihn sogleich aus der Beschreibung, stand auf und grüßte ihn freundlich und mit sichtbarem, freudigem Vertrauen.

Menrad sagte zu ihr: „Du mußt diese Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem sie gehört, kürzlich sprach, sagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß sie schon mehrere Jahre im Gebirge die Schafe hüte; allein in den Dienst dieses guten Mannes sei sie erst vor drei Tagen gekommen. „Woher bist du denn,“ fragte er weiter, „und warum bist du so traurig?“ Das Mädchen brach sogleich in Thränen aus. „Ach,“ sagte sie, „ich bin weit her. Eine jugendliche

Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bei einer sehr guten Herrschaft im Dienste; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bei meiner guten Frau nicht mehr aushalten, und ihre Leiden nicht mehr ansehen, und flüchtete mich in's Gebirg. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit, und bete täglich zu Gott, Er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen, und den unbegreiflichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott wird sich ja doch meiner Thränen erbarmen, die nur Er und diese Felsen hier fließen sehen!"

Vater Menrad sagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebet diesen Augenblick erhört." Er zog das Bildniß von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reise genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und sprach: „Kennst du dieses

Bild?“ Das Mädchen schrie vor Schrecken und Freude laut auf: „O Gott! das ist das Bildniß der Gräfin von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!“

Auf den Schrei des Mädchens kam der kleine Heinrich herbei gesprungen. Er betrachtete die neue Gestalt mit starren Augen, und sagte voll Mitleids: „Was weinest du und was fehlt dir? Bist du vielleicht hungrig? Sieh, da hast du Brod und zwei Aepfel! Nimm und iß!“

Menrad aber sprach zu dem Mädchen: „Sieh! dieser Kleine ist das Kind, das zugleich mit dem Bildnisse geraubt wurde.“ Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenschrecken ihr das Herz. Sie sank auf die Kniee und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: „Ja, guter, barmherziger Gott, Du hast mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu Dir hinauf schickte, erhört! O sieh jetzt auch meinen Dank gnädig an! Du siehst ihn, obwohl ich ihn nicht aussprechen kann.“ Und hierauf umarmte sie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. „O grüß

dich Gott, liebster Heinrich," sagte sie; „so hat dich denn Gott uns wieder geschenkt! O bist du

es denn wirklich, oder träume ich nur? — Ja, du bist es; du siehst deinem Vater so ähnlich wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird sich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch, sieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter!"

Vater Meurad wischte sich eine Thräne ab, und sagte: „Sei gepriesen, guter Gott! Deine heilige Vorsicht waltet sichtbar über diesem Kinde. Du trocknest die Thränen dieser armen Jungfrau,

die ohne Unterlaß zu Dir hinauf weinte. Du schenkest guten Eltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du krönest sogleich meine ersten Tritte mit Segen, und erspareſt mir altem Manne lange Nachforschungen. Deine Huld und Erbarmung sei ewig gepriesen!“

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt, der Menrads Reiſetaſche trug, übergab sie Margarethen, und übernahm es, einſtweilen ihre Schafe zu hüten.

„Iſt dies mein Vater und meine Mutter?“ fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerin ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm sehr leid, als er hörte, sie seien es nicht. „Sie sind so freundlich,“ sagte er; „mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher sein. Ich wäre gleich bei ihnen geblieben.“ Menrad, Heinrich und Margaretha aßen hier einiges Wenige; dann setzten sie, von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Haus-

vaters begleitet, ihre Reiſe weiter fort. Gegen Abend kamen ſie aus den Bergen herab in ein kleines Thal, und nahmen ihre Nachtherberge in einem großen Dorfe. Mit Anbruch des Morgens fuhren ſie auf einem Bauernwagen, den der wackere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drei Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölftes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Den ersten Tag ließ sich die Reise gut an. Das Fahren, und die vielen Ortschaften, Schlösser und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbei flogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und so oft er wieder ein Ritterschloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels sei.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen sie an einen dicken Wald. Die Wege waren so schlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Sturmwind, und der Regen stürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde sehr finster. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshause mitten im Walde, der wegen Räubereien sehr verschrien

war, zu übernachten. Indeß aßen sie hier zu Nacht und begaben sich bald zur Ruhe, um morgen recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reise schliefen sie alle schnell ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu sich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf, und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tische, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und betete.

Da entstand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hause. Mehrere rauhe Männerstimmen ließen sich hören. Es wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fensterladen gepocht. Alles im Hause fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus seiner Kammer. „Ach Gott!“ rief ihm Gretchen entgegen, „ich fürchte, es sind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen.“ Menrad befahl ihr zu schweigen und ging hinunter. Auch die Wirthsleute schienen sehr erschrocken und sagten, sie getrauten sich nicht, die Thüre zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in einem fort, und drohten, die Thüre zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, sagte: „Die Thüre kann uns nicht schützen; Gott aber wird unser Schutz und Schirm sein. In seiner Hand sind wir alle. Laßt uns sehen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können.“

Er öffnete die Thüre; vier baumstarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derselben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müssen alle Stuben und Kammern des Hauses in Augenschein nehmen,“ sagten sie; „unser Gebieter wird mit mehreren Leuten sogleich nachkommen, und das ganze Haus muß ihm zu Gebote stehen.“ Menrad fragte, wer denn ihr Gebieter sei? — und ihre Antwort versetzte ihn in ein eben so großes als angenehmes Erstaunen. Es war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten diese seine Dienstleute, nachdem er gar schwer verwundet, von seiner Wunde aber wieder hergestellt worden, das Heer nicht verlassen, sondern mitstreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede sei nun zu Stande gekommen, und der Graf sei wirklich mit

ihnen und seinen übrigen Leuten, die nicht an der türkischen Gränze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede sei, erfüllte Alles mit Freude. Alle im Hause beeiferten sich, die braven Krieger zu bedienen. Diese wurden auch sehr freundlich und zutraulich, und entschuldigten ihr voriges ungestümes Betragen mit der schlechten Witterung. In einem solchen schrecklichen Sturm und Platzregen, sagten sie, sei es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gern lange vor der Hausthüre stehen möge. Auch erzählten sie, sie hätten sich in dem finstern Walde verirrt, und das Haus sicher nicht gefunden; allein das brennende Licht habe ihnen zum Leitstern gedient, und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umstand, daß die brennende Kerze, bei der Meinrad noch so spät betete, den Grafen hieher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in Allem die Spuren der göttlichen Vorsehung zu sehen, sehr rührend, und er dankte Gott herzlich für diese glückliche Fügung.

Dreizehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

Indeß kam der Graf an, ein großer, ansehnlicher Mann, von sehr edler Gesichtsbildung und einnehmendem, sanften Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad sogleich mit sich auf sein Zimmer, hieß ihn niedersitzen, befahl von seinem eigenen Weine zu bringen, schenkte dem edlen Greise das erste Glas ein, trank auf seine Gesundheit, und hieß ihn nach altdeutscher Sitte mit dem Glase anstoßen.

„Seid mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater!“ sagte der Graf. „Nach einem solchen Ritte und bei solchem stürmischen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, ist angenehm. Aber der Anblick Eueres

frommen, treuherzigen Gesichtes ist mir noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß Euch nur sogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute sind, wie Ihr seht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieser Welt oft so geht — bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es steht bei mir zu Hause nicht Alles so recht, wie es sein soll! Meine Gemahlin ist zwar gesund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich sehr bekümmert. Meine Gemahlin schrieb mir schon lange Zeit her nichts Bestimmtes von ihm, und erst in ihrem letzten Schreiben meldete sie mir, ich werde ihn in dieser Welt wohl nicht mehr sehen. — Ihr seid mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn Ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr seid eben auf der Reise, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt Ihr nicht, wie es in Eichenfels steht? Wenn Ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, so gebt mir wenigstens Trost."

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichſten Geſichte von der Welt: „Da kann ich Euch die allerbeſten Nachrichten geben. Euer Sohn iſt geſund und der liebenswürdigſte Knabe, den ich in meinem Leben geſehen habe.“ „Ihr kennet ihn?“ rief der Graf ſehr begierig. „O ſehr wohl!“ ſagte Menrad. „Indeß hat ſich mit dem Kinde, während Ihr im Felde waret, allerlei zugetragen.“ Menrad erzählte dem erſtaunten Grafen Alles, was er von der Geſchichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zur mehreren Beſtätigung, das ſchöne Bildniß der Gräfin. „Ja, das iſt ſie,“ ſagte der Graf, „nach dem Leben getroffen. Ob ſie wohl jetzt noch ſo blühend ausſieht? Ach, die arme Frau hat Vieles, Vieles ausgeſtanden! — Aber wo iſt der Knabe denn jetzt?“ „Hier im Hauſe!“ ſagte Menrad. „Hier im Hauſe!“ rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umſtürzte. „O warum haſt du mir dieſes denn nicht ſogleich geſagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm.“

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tische, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bett seines Sohnes. Der Kleine schlief so sanft, wie die Unschuld, und sah so schön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze

des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trifft es wohl recht zu," sagte Menrad, „Gott gibt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf." Dem Grafen aber traten die Thränen in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebevolle Gemahlin! Jetzt erst verstehe ich deine Briefe,

und danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer erſparteſt. Heinrich, liebſter Heinrich," rief er hierauf und nahm den Knaben bei der Hand, und küßte ihn ſanft, „wache auf, ſieh, dein Vater iſt da!" Der kleine Heinrich rieb ſich die Augen, ſtarrte ſeinen Vater an, und konnte nicht ſogleich aus dem Schlafe kommen. „Du biſt es" ſagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichſten Lächeln. „O grüß dich Gott, liebſter Vater! Iſt meine Mutter auch bei dir?" Der Graf nahm den Kleinen in ſeine Arme, und weinte die ſüſſeſten Thränen. „Gottes heilige Vorſicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind," ſprach er. „Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich mir wieder ſchenkte." „Ich auch nicht," ſagte Heinrich. „O der gute Gott; Er iſt doch gar ſo liebreich und freundlich gegen uns, daß Er uns ſolche große Freuden macht." Der Graf war höchſt erfreut, und hatte, als der Knabe erſt vollends wach und munter geworden, über deſſen natürliche lebhafte Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zu beſchreiben iſt. „O Menrad,"

sagte er, „wie vielen Dank bin ich Euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, Euch für den Unterricht, den Ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen.“

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen und stand schüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte sie freundlich, bot ihr die Hand, und sprach ihr Muth ein. „Aber die Räuber,“ fuhr er mit großem Unwillen fort, „sollen mir ihre Missethaten schwer büssen!“ Er gab noch in der Nacht den Beherztesten seiner Leute Befehle und Vollmachten, sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann sprach er wieder mit seinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bei ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß sie alle des Schlafes bedürften, um morgen bei Zeit, und frisch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Die getröstete Mutter.

Die gute, edle Gräfin lebte indeß auf ihrem Schlosse Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbotschaft sogleich vernommen, und hoffte nun ihren Gemahl bald zu sehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, Du mein Gott!“ sagte sie, „ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unaussprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut sich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch' ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die schreckliche Geschichte von dem Verluste des Kindes beibringen! O für uns beide schlägt in dieser Welt wohl keine freudige Stunde mehr!“

Es war ihr immer ganz unbeschreiblich bange. Sie fand nirgends Rast und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in die Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo sie ging und stand, betete sie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebete, in dem Gedanken, daß Gott alle Schicksale der Menschen lenke, und die verworrensten Begebenheiten zu einem glücklichen Ausgange leiten könne, fand sie allein Beruhigung.

„Du guter Gott," sagte sie, da sie sich eben wieder in die dunkelste Laube des Gartens zurückgezogen und lange schmerzlich geweint hatte, „o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich meines Gemahls, mache Du dieser meiner schrecklichen Qual ein Ende, denn Du kannst es allein! O laß unser Wiedersehen in Freude sein. Du hast aus den weisesten Absichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zerstreut; o schenke uns unser liebes Kind wieder und führe uns alle drei wieder zusammen! Du hast schon unzählige Thränen getrocknet; o trockne auch die meinigen; Du bist ja

der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln ist Dein liebstes Geschäft. O Vater, Vater, liebster Vater, so sündig ich auch bin, so bin ich doch auch Deine Tochter und darf Dich Vater nennen; und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getrost Vater. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre, höre mich, und verstoße Dein Kind, Deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich."

Indem sie so betete, hörte sie einen Fußtritt. Sie blickte auf, und sieh, Margaretha, die eben mit der übrigen Gesellschaft angelangt war, kam den langen, düstern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl der Hoffnung fiel in das Herz der Gräfin, als sie Margarethen erkannte, und das heitere Gesicht des Mädchens erblickte; es war ihr, als sähe sie einen Engel des Himmels. „O beste, gnädige Gräfin," fing Margaretha an, „ich bringe Euch die fröhlichsten Nachrichten von Eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet Ihr ihn wiedersehen." Margaretha hatte kaum angefan-

gen zu erzählen, so trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfin auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte Alles sehr weislich einzulenken. Die Gräfin war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu sehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das sie einst mit Heinrich bewohnt hatte.

Als sie nun die Thüre öffnete, sieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O, mein Gemahl! O, mein Kind!“ und sank dem Grafen in die Arme. Sie weinte lange sprachlos, und benetzte bald das Angesicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den süßesten Thränen. „Nun will ich gern sterben,“ sagte sie endlich, „da ich dies noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott Alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebster Gemahl, ohne unsern lieben Heinrich entgegen kommen zu müssen, und nun bringst du im ersten Augenblick des Wiedersehens ihn mir auf deinen

Armen entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du

dieſe ſchreckliche Geſchichte ſo freudig geendet haſt. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende Alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe biſt du indeß geworden! O mein Gemahl, welch' ein ſeliges Wiederſehen hat Gott uns allen Dreien bereitet; Er hat uns alle Drei von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zuſammengeführt. Ihm ſei Anbetung, Lob und Dank!" Alle Drei weinten Thränen

der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigst bewegt, sich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem sich die erste ungestüme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter seine Geschichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Besonders lebendig schilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felsenriß das erste Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung sprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblick, da Vater Menrad ihm das erste Mal von Gott sagte, und es standen ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

„Wahrhaftig," sprach der Graf, „ich wünschte bald, meine Kindheit auch in einer solchen Höhle zugebracht zu haben. Wir sind des Anblickes der herrlichsten Werke Gottes zu gewohnt. — O, daß wir Gottes Werke auch so, wie Heinrich, auf einmal und nachdem wir bereits zur Ver-

munft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden ſie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über Deine Macht erſtaunen, Deine Weisheit bewundern, uns Deiner Güte freuen! Wie würden wir es bei dem Anblicke Deines ſchönen Himmels und Deiner wundervollen Erde fühlen: Was ſo zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!“

Die Gräfin ſagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus ſeinem unterirdiſchen Aufenthalte das erſte Mal auf Gottes ſchöne Erde herauf kam, ſo wird es uns einmal ſein, wenn wir aus dieſem Erdenleben in den Himmel verſetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume an denen er in ſeiner Höhle doch manche Freude hatte — nur ſehr unvollkommene Abbildungen dieſer herrlichen Werke Gottes ſelbſt waren, ſo mögen wohl dieſe ſichtbaren Schönheiten und alle Freuden dieſer Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden

des Himmels sein. Nur die Freude auf Erden, unsere Geliebten nach langer schmerzlicher Trennung wiederzusehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unsere verstorbenen Freunde dort wiederzusehen; denn wirklich fühle ich mich in dieser Stunde des Wiedersehens so selig, als wäre ich bereits in dem Himmel!"

Der ehrwürdige Vater Menrad sprach: „Ich finde die Empfindungen des edlen Herrn Grafen und der frommen Frau Gräfin schön und erbauend. Allein die eigentliche Lehre, die uns in Heinrich's Geschichte vor Augen gelegt wird, bleibt diese: Die Weisheit, Güte und Freundlichkeit Gottes leuchten aus Himmel und Erde so klar und deutlich hervor, daß sogar ein Kind die Spuren davon wahrnehmen und den Schöpfer in den Geschöpfen erkennen kann."

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böse bestraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die sie glücklich in der Höhle beisammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zu zwei und zwei mit Ketten zusammen geschlossen. Ein Wagen mit Kisten, worin sich lauter geraubte Kostbarkeiten befanden, folgte dem Zuge, und zu oberst auf dem Wagen saß die alte Zigeunerin. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgesucht; denn da sie die eiserne Thüre fest verschlossen fanden, und der Felsenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchst baufälliger, gefährlicher Gang, in den sie sich nie hineingewagt hatten, dahinführte, so glaubten sie, Heinrich sei entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen,

oder von einem eingestürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher sehr erstaunt, als sie bei ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben seinem Vater unter dem Schloßthore stehen sahen, und sie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiserne Thüre herausgekommen. „Wir glaubten," brummte der Hauptmann voll Verdruß, „kein Mensch in der Welt sei uns an List gewachsen, und nun muß uns sogar ein Kind überlisten, und uns in Ketten und Bande bringen. Das ist sehr ärgerlich. Nun sehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: Wenn der Dieb reif ist, holt ihn ein hinkender Büttel ein." Jener Musikant mit dem Hackbrette, der sich auch unter ihnen befand, sprach bei sich selbst: „Wir raubten dieses Kind, damit es uns dereinst zur Rettung dienen möge; allein, nun gereicht gerade dieses Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da sagen: Wer Böses thut, findet am Ende immer, daß er sich verrechnet habe." Wilhelm, der Jüng-

ling, der gegen den kleinen Heinrich immer so freundlich und gefällig gewesen, und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, sagte: „Das hat Gott so gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod sein wird. Gott zeigt auch hier wieder seine Macht, die Unschuld zu retten und die Schuldigen zu strafen. Nun geht an uns allen in Erfüllung, was einmal mein seliger Vater gesagt und was mir meine Mutter oft wiederholt hat: Wenn sich der Böse auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, so wüßte ihn Gottes strafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen."

Als Heinrich den armen Wilhelm in seinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm sehr zu Herzen, und er bat seinen Vater inständig, dem armen Menschen, der ihm so viel Gutes erwiesen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf sagte, er könne für jetzt noch nichts versprechen; er werde ihn aber so gelinde behandeln, als es in seiner Macht stehe. Da sich bei dem Verhöre

fand, daß der junge Mensch niemals Blut vergossen, und mehr der Diener der Räuber, als selbst ein Räuber gewesen sei, so wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er so lange, bis er hinreichende Beweise von aufrichtiger Besserung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geschickt werden solle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh',“ sagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, „wie nichts Böses unbestraft bleibt, so wird alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe hast du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde gethan hast, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurücksenden könne.“

Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den sie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerin kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde

den Eigenthümern, die man noch entdecken konnte, zurückgegeben; das übrige wurde zur Stiftung eines Waisenhauses verwendet. Der Graf gab dazu, aus Dankbarkeit gegen Gott, eine große Summe Geldes und die fromme Gräfin all' ihren Schmuck.

Margaretha blieb in den Diensten der Gräfin, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen seines Leichtsinnes und seiner Nachlässigkeit längst fortjagen müssen; er hatte sich überdies noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben, und war in seinen schönsten Jugendjahren bereits an der Auszehrung gestorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiste, von dem Grafen reich beschenkt, wieder zu seinen Eltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gern für immer auf seinem Schlosse behalten. Er blieb zwar einige Zeit; allein er ließ sich nicht bewegen, seine Einsiedelei ganz mit dem gräflichen Schlosse zu vertauschc „Ich will den Rest meiner Tage vollends Gott widmen," sagte

er, „und das glaube ich am besten in der Einsamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr ist. Sich auf die bessere Welt vorbereiten, ist das Beste, was wir in dieser Welt thun können.“ Der ehrwürdige Greis segnete bei dem Abschiede, der sehr traurig war, den Grafen, die Gräfin und den kleinen Heinrich, der sich fast nicht von ihm wollte trennen lassen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er stieg ein, blickte Alle noch einmal liebreich an, und sprach noch bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl und der Friede Gottes sei mit Euch. Im Himmel sehen wir uns wieder.“

Der Weihnachtsabend.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Der Weihnachtsabend.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg

Digitized by Google

Der

Weihnachtsabend.

Eine Erzählung

zum

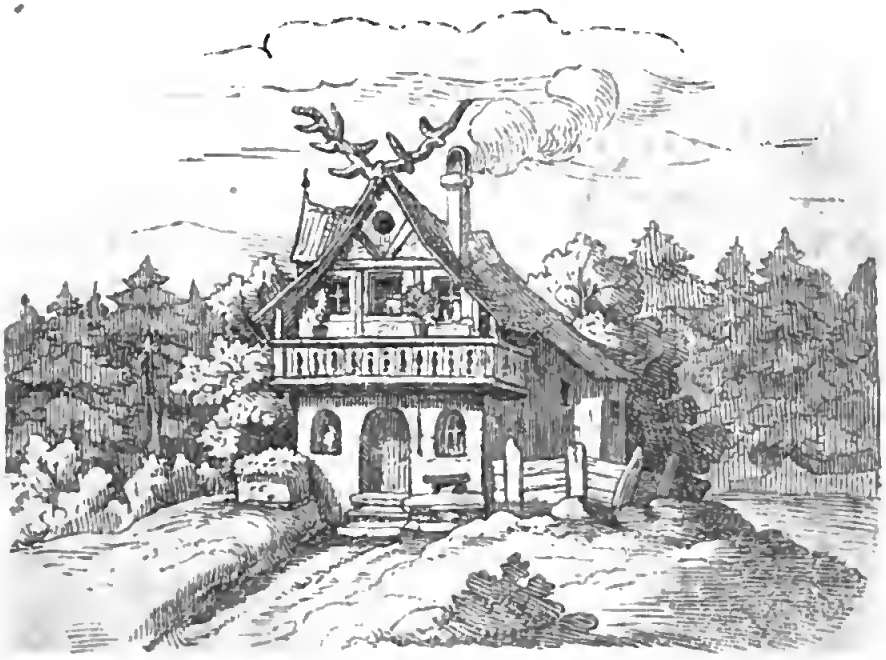
Weihnachtsgeschenke

für

Kinder.

Von dem

Verfasser der Ostereier.



Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Erſtes Kapitel.

Das Weihnachtslied.

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeſte wanderte der arme Anton, ein holder Knabe von acht Jahren, noch durch die ſchneebedeckte Gegend hin. Der arme Kleine hatte ſeine blonden Locken, die von der Kälte angeduftet waren, noch mit dem leichten ſchwarzen Strohhute vom letzten Sommer her bedeckt, und ſeine beiden Wangen glühten hochroth von Froſt. Er war nach Soldatenart gekleidet und hatte eine niedliche ſcharlachrothe Huſarenjacke an. In der Rechten führte er einen dicken Stecken von Schlehdorn, und auf dem Rücken trug er ein kleines Reiſebündlein, in dem ſich all ſein Hab' und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge, und hatte an der ſchönen weißen Winterlandſchaft umher und an den bereiften Hecken und Ge-

ſträuchen am Wege ſeine herzliche Freude. Indeß ging die Sonne gluthroth unter. Die angedufteten Halme und Zweige umher flimmerten wie mit röthlichen Fünklein beſtreut und die Gipfel des nahen Tannenwaldes ſtrahlten im Abendgolde.

Anton dachte das nächſte Dorf, das jenſeits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging muthig in den dicken, finſtern Wald hinein. Er hoffte in dem Dorfe gute Weihnachtsfeiertage zu bekommen; denn er hatte gehört, die Bauern dort ſeien ſehr wohlhabende und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelſtunde gegangen, ſo kam er vom rechten Wege ab, und verirrte ſich in die wildeſte Gegend des rauhen, bergigen Waldes. Er mußte faſt beſtändig durch tiefen Schnee waten, und einige Male verſank er beinahe in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee verſteckt waren. Die Nacht brach ein und es erhob ſich ein kalter Wind. Wolken überzogen den Himmel, und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die ſchwarzen Tannenäſte funkelte. Es

Digitized by Google

ward sehr finster und fing auf's Neue an heftig zu schneien.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege, und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Müde von langem Umherirren vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb stehen, zitterte vor Frost, und fing an schmerzlich zu weinen. Er legte sein Wanderbündelein in den Schnee, kniete darneben nieder, nahm seinen Hut ab, erhob seine starren Häude zum Himmel, und betete unter heißen Thränen: „Ach Du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen. Sieh, ich bin ja ein armes Waislein, und habe keinen Vater und keine Mutter mehr! Ich habe niemand mehr als Dich. Aber Du bist ja der Vater aller armen Waisen. O laß mich nicht erfrieren; erbarme Dich Deines armen Kindes. Es ist ja heute die Nacht, in der Dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um Seiner Willen höre mich! Ach, laß nicht in eben der Nacht, da sich alle Welt über die Geburt des

göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einsam im Walde sterben.“ Er legte sein müdes Haupt auf sein kleines Bündelein, und schluchzte und weinte bitterlich!

Aber horch — da erklang es mit einem Male, seitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne, und ein wunderschöner Gesang erhob sich und hallte von den Felsen wieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes singen. Er stand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte sich gelegt, und kein Lüftchen regte sich: Unaus-

ſprechlich lieblich erklang der Geſang in der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

O ſei getroſt in jeder Noth,
Denn ſieh, den liebſten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf ihn vertrau' und faſſe Muth,
Was ſchlimm iſt, macht Er wieder gut;
Er liebt dich wie ſein Leben.

Jetzt war es wieder ſtille; nur klangen noch wie ein leiſer Wiederhall einige ſanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach," ſagte er, „ſo muß es den Hirten zu Bethlehem geweſen ſein, als ſie in jener heiligen Nacht den himmliſchen Geſang vernahmen. Ich will wieder friſchen Muth faſſen und fröhlich ſein. Sicher wohnen gute Menſchen in der Nähe, die ſich meiner annehmen; denn ich hoffe, daß ſie nicht nur ſo ſchön ſingen, wie Engel, ſondern auch ſo gut und freundlich geſinnt ſeien, wie die Engel!" Er nahm ſein Bündelein und ging die Anhöhe hinauf — der Gegend zu, woher er den lieblichen Geſang vernommen hatte.

Kaum war er einige Schritte durch das Gebüsch gegangen, so glänzte ihm ein heller Lichtstrahl entgegen, der sogleich wieder verschwand, über eine Weile aber wieder erschien, dann wieder auf einige Augenblicke verschwand, dann wieder heller glänzte, und so wechselweise. Anton ging freudig vorwärts, und kam an ein Haus, das einsam im Walde stand. Er klopfte zwei, drei Mal an der Hausthüre; er hörte wohl mehrere fröhliche Stimmen in dem Hause, aber niemand antwortete ihm. Er versuchte nun die Thüre zu öffnen; sie war nur mit der Schnalle oder Klinke geschlossen. Er ging hinein, tappte lange in dem dunkeln Hausgange umher, und suchte die Stubenthüre. Endlich fand er sie, machte sie auf — und blieb höchst erstaunt stehen. Ein heller Glanz von mehrern Lichtern strahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blickte er in das Paradies, ja in den offenen Himmel.

In der Ecke der Stube, zwischen den zwei Fenstern, war eine überaus schöne Frühlingslandschaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet —

Digitized by Google

eine gebirgige Gegend mit hohen bemoosten Felsen, grünenden Tannenwäldern, ländlichen Hütten, weidenden Schafen nebst ihren Hirten, und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. In Mitte der Landschaft war aber eine Felsenhöhle — da sah man das Kind Jesu — die heilige Mutter — den ehrwürdigen Joseph — die anbetenden Hirten, und oben schwebten die jubelnden Engel. Die ganze Landschaft flimmerte von einem wundersamen Glanze; sie war wie mit unzähligen winzig kleinen Sternlein besät, so wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felsen schimmern, wenn sie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln.

Die Einwohner des Hauses waren um die schöne Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. An einer Seite saß der Vater und hatte eine Harfe zwischen den Knieen stehen; an der andern Seite saß die Mutter mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooße. Zwei liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, standen zwischen den beiden Aeltern, blickten andächtig zur Krippe des

Heilandes hinauf, und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieten. Jetzt griff der Vater wieder in die Harfe und die Mutter sang mit ihrer lieblichen Engelsstimme noch einmal das Lied, von dem Anton jene Worte gehört hatte. Die zwei Kinder sangen mit ihren zarten, hellen Stimmchen freudig mit, und der Vater begleitete den Gesang mit seiner angenehmen Baßstimme und dem lieblichen Harfenspiel. Sie sangen:

Vor dir, Du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienstbar sind,
Fall' ich anbetend nieder —
Und freue mit Maria mich,
Und preise mit den Engeln Dich,
Und singe Jubellieder!

Du, Du bist aller Menschen Heil;
Dich lieben — ist der beste Theil,
Du Liebe ohne Gleichen!
Zwar spricht noch Deine Lippe nicht,
Doch sagt Dein mildes Angesicht
Dem Armen wie dem Reichen:

„O sei getrost in jeder Noth,
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott

Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und faſſe Muth,
Was ſchlimm iſt, macht Er wieder gut;
Er liebt dich wie ſein Leben."

„Und kommt ein armes Kind in Noth
Vor deine Thür', ſag' nicht: Helf Gott!
Wollſt ſeiner dich erbarmen!
Fühlſt du für Gottes Liebe Dank,
Laß liebreich es bei Speis und Trank
An deinem Heerd' erwarmen."

Anton ſtand noch immer unter der geöffneten Thüre, und hielt die Thürſchnalle in der einen Hand, und Hut und Stecken in der andern. Seine Augen waren beſtändig auf die ſchöne Vorſtellung der Krippe gerichtet, und mit offenem Munde horchte er auf den Geſang und das Harfenſpiel. Niemand bemerkte ihn. Jetzt fühlte aber die Mutter die Kälte, die durch die offene Thüre in die Stube drang und blickte nach der Thüre. „Lieber Gott," rief ſie, „wie kommt das Kind in der finſtern Nacht durch den dicken Wald hieher? Armer, armer Knabe — du haſt dich gewiß verirrt!" „Ach, ja," ſagte Anton, „ich habe

mich im Walde verirrt!“ Alle sahen jetzt nach der Thüre. Die zwei Kinder hatten ein herzliches Mitleid mit dem verirrten Knaben, blieben aber etwas scheu stehen, weil er ihnen fremd war. Die Mutter ging mit ihrem Kinde auf dem Arm zu ihm hin, und fragte ihn freundlich: „Wo bist du denn her, lieber Kleiner, wie heißt du und wer sind deine Eltern?“ „O Du lieber Gott,“ sagte Anton mit Thränen in den blauen Augen; „ich habe gar keine Heimath mehr. Ich heiße Anton Kroner. Mein Vater ist in dem Kriege umgekommen und meine Mutter ist den letzten Herbst vor Jammer und Elend gestorben. Ich bin hier im Lande ganz fremd und irre in der Welt umher, wie ein verlornes Lämmlein.“ Er fing an zu erzählen, wie er eben jetzt im Walde in so großer Noth gewesen, wie er da aber ihren Gesang gehört und so den Weg zu ihrem Hause gefunden habe. Er wollte weiter reden; allein die Stimme versagte ihm; es fror ihn noch allzu sehr. In der warmen Stube fühlte er die Wirkungen der Kälte erst recht. Er zitterte vor Frost und klapperte mit den Zähnen.

„Ach du armer Anton," ſagte die Mutter; „du kannſt ja vor Froſt kaum mehr reden; und hungerig und müde mußt du auch ſein. Leg' dein Bündelein ab, und ſitz nieder; ich will dir eine warme Suppe geben, und was ſonſt noch von dem Nachteſſen übrig iſt." Die zwei Kinder, Chriſtian und Katharina, nahmen ihm nun voll Mitleid Hut und Stock und das Bündelein ab. Katharina legte das Bündelein auf die Bank; Chriſtian legte den Hut oben darauf

und lehnte den Stecken in eine Ecke. Hierauf führten ſie ihren kleinen Gaſt an den Tiſch. Die Mut-

ter brachte Suppe und ein groſses Stück Festkuchen nebst gekochten Pflaumen. Sie setzte sich an die andere Seite des Tisches, und lächelte freundlich, daſs Anton es sich so gut schmecken lieſs. Die Kinder aber theilten ihm reichlich von ihren Weihnachtsgeschenken mit — schöne rothwangige Aepfel, goldgelbe Birnen, und groſse braune Nüsse. Sogar das kleine Lieschen auf dem Schooſse der Mutter schenkte ihm, auf Zureden der Mutter, das schöne purpurrothe Aepfelein, das sie in dem kleinen Händchen hielt, und mit den zarten Fingerlein kaum umspannen konnte.

Die warme Suppe bekam dem erstarrten Anton sehr gut, und die liebliche Stubenwärme that ihm nunmehr sehr wohl. Er ward wieder munter und fröhlich. „Aber was ihr doch da in der Ecke eurer Stube Schönes habt!“ fing er jetzt an. Er hatte schon unter dem Essen beständig nach der Krippe hinübergeblickt. „Das ist ja ein Frühling mitten im Winter!“ sagte er. „So etwas Wunderschönes hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich muſs es doch näher be-

trachten.“ Er ſprang hin und die zwei Kinder folgten ihm.

„Weißt du aber auch, was das Alles vorſtellt?“ fragte Katharina. „Freilich weiß ich das,“ ſagte Anton. „Es ſtellt die Geburt Jeſu vor. Was das für ein ſchönes liebliches Kindlein iſt! Sein Angeſicht iſt ſo ſchön weiß und roth, wie Lilien und Roſen. Und was es für glänzende Aeuglein hat, und wie freundlich es lächelt!“ „Das iſt aber nicht das rechte Jeſuskindlein!“ ſagte Katharina. „Jeſus iſt jetzt kein Kind mehr; Er iſt ſchon lange in den Himmel aufgefahren.“ „Das weiß ich wohl,“ ſagte Anton. „Meinſt du denn, ich ſei ein Heide? Es iſt ja ſchon bald zwei tauſend Jahre, daß Jeſus als ein Kind in der Krippe lag. Das Alles hier iſt nur ſo gemacht, damit wir Kinder uns Alles beſſer vorſtellen können. Das da oben iſt, glaube ich, die Stadt Bethlehem. Nicht ſo?“ Katharina nickte. „Siehſt du nun,“ ſagte Anton, „daß ich Alles weiß! Ich bin nicht ſo dumm, als du meinſt.“

Die Kinder lachten und machten nun Anton noch auf allerlei Kleinigkeiten aufmerksam, die ihnen aber höchst wichtig vorkamen. „Sieh nur, Anton," sagte Katharina, „das schöne weiße Schaf hier mit krauser Wolle, und die zwei allerliebsten kleinen Schäflein daneben! Sieh, hier herum graset die übrige Heerde, und dort steht der Hirt und bläst auf der Schalmei. In dem niedlichen rothen Hüttchen mit Rädern schläft er zur Nacht." — „Siehst du auch," sprach Christian, „wie da aus dem Felsen ein kleines Quellchen, so fein wie ein Silberfädchen, hervorspringt, und sich in den hellen See ergießt? Sieh, zwei weiße Schwäne mit schöngebogenen Hälsen schwimmen auf dem See und spiegeln sich in dem ruhigen, silberklaren Wasser." „Dort," sagte Katharina, „kommt ein Hirtenmädchen den steilen Weg am Berg herab, und trägt ein zugedecktes Körblein auf dem Kopf. Darin werden wohl Aepfel oder Eier sein, die sie zur Krippe trägt." „Und sieh," sagte Christian, dort schiebt einer auf seinem Schiebkarren einen Sack die hohe Bergschlucht hinauf. Was aber in dem Sacke

ist, weiß ich nicht zu sagen.“ So unterhielten sich die Kinder höchst angenehm, und kein kleines streifiges Schnecklein, das an dem Felsen klebte, und kein buntes Müschelein am Ufer des Sees blieb unbemerkt.

„Nun wohl,“ sagte Anton, „das ist Alles sehr schön. Allein das Schönste ist doch die Abbildung des himmlischen Kindes! Das freut mich am meisten. Denn um jenes Kindes willen, das hier abgebildet ist, hat mich der himmlische Vater aus meiner großen Noth errettet.“

Zweites Kapitel.

Geschichte des armen Antons.

Der Hausvater, in dessen Hause Anton so gut aufgenommen wurde, war ein Förster. Er saß, indessen die Kinder so mit einander plauderten, in seinem Lehnsessel am Ofen, und schien in Gedanken vertieft. Die Försterin setzte sich, mit dem kleinsten Kinde auf dem Arm, neben ihn auf einen Stuhl, und sagte über eine Weile: „Warum bist du so stille, und über was sinnest du nach?“ „Ich sinne den letzten Reimen nach, die wir gesungen haben,“ sagte der Förster. „Du hast nun freilich gethan, wie sie lauten, und den armen Knaben gespeiset und erwärmt. Ich denke aber, wir könnten doch noch mehr an ihm thun. Sieh, es ist heute die heilige Nacht. Wir feiern das Andenken jener Nacht, in der das göttliche Kind geboren wurde, das zu unserm und aller

Menschen Heil in die Welt gekommen. Und nun schickt Gott uns eben heute Nacht ein Kind her, dem wir zum Heile werden können. — Der Erlöser kam als ein Fremdling in die Welt, und hatte nicht, wo Er sein Haupt hinlege, als wollte Er die Gastfreundlichkeit der Menschen auf die Probe stellen. Die Einwohner von Bethlehem bestanden in dieser Probe schlecht, und verstießen Ihn gleich anfangs zu den Thieren des Stalles; sollten wir den Knaben da auch so verstoßen? Sag mir aber deine Meinung aufrichtig, Elisabeth, was wir thun sollen!"

„Den Knaben annehmen," sagte die Försterin freudig und freundlich. „Was ihr einem von diesen Mindesten thut, das habt ihr mir gethan, sagte ja Er, der in dieser Nacht geboren ward. Und der Anton scheint mir ein recht guter, sanfter Knabe, der ein edles Gemüth hat. Er sieht so fromm und unschuldig aus, und, obwohl er bettelt, so ist er doch gar nicht keck und verwegen. Gewiß ist er ehrlicher Leute Kind. Er hat so eine feine Aussprache, und obwohl seine rothe

Jacke etwas abgetragen ist, so ist sie doch von recht gutem Tuche. Wo ihrer fünf essen, essen auch sechs. Wir wollen den Knaben behalten."

„Du bist doch eine gute, liebe Frau," sagte der Förster, und drückte ihr die Hand. „Gott wird es dir vergelten, und was du an einem fremden Kinde thust, unsern eigenen zu gut kommen lassen. Doch müssen wir den Knaben zuvor erst prüfen, ob er der Wohlthat werth ist."

„Anton, komm einmal daher!" rief der Förster jetzt laut. Anton kam und stellte sich vor ihm hin, gerade und aufrecht, wie ein Soldat vor seinem Offizier steht.

„Dein Vater," fing der Förster an, „war also ein Soldat, und starb den Tod für's Vaterland. Nun, das ist wohl traurig für dich, allein für ihn ist es schön und rühmlich. Aber erzähle uns doch Mehreres von deinen Eltern. Wo waret ihr vor dem Kriege? Wie kam dein Vater um? Wie starb deine Mutter? Wie kamst du hieher in unsern Wald? Laß einmal hören!"

Anton erzählte: „Meinen Vater, Gott habe ihn selig, nannten die Husaren ihren Herrn

Wachtmeister. Unser Regiment lag, so lang ich denke, zu Glatz in Schlesien in Garnison. Meine Mutter nähte immer sehr fleißig und verdiente Vieles. Sie war sehr geschickt. Da kam der Vater eines Tages eilig nach Hause und sagte: „Es ist Krieg; wir müssen morgen fort!“ Er war ein tapferer Mann und wußte sich gut darein zu schicken. Meine Mutter aber hatte einen großen Schrecken und weinte bitterlich. Sie wollte ihn nicht allein ziehen lassen; der Abschied fiel ihr gar zu schwer. Auf ihr vieles Bitten nahm er

uns endlich mit. Wir zogen weit — weit fort. Mit einmal hieß es: „Der Feind rückt an.“ Mein Vater und die Husaren mußten ihm entgegen. Meine Mutter und ich blieben zurück. Da wurde uns nun wohl recht bange, als wir in der Ferne so fürchterlich schießen hörten. „Ach, sagte die Mutter zu mir, bei jedem Schuß geht mir ein Stich durch's Herz. Denn ich weiß ja nicht, ob die Kugel nicht das Herz deines Vaters durchbohrt.“ Wir weinten und beteten, so lange das Schießen währte. Doch der Vater kam glücklich und unversehrt wieder zurück. So ging es nun öfter. Allein eines Tages kam nach einem Gefechte ein Husar mit des Vaters leerem Pferde in das Dorf gesprengt und sagte, der Vater sei schwer verwundet; er liege eine halbe Stunde vom Dorfe auf der Wahlstatt und werde wohl sterben. Die Mutter und ich eilten sogleich zu ihm. Er lag unter einem Baume. Ein alter Soldat kniete bei ihm und hielt ihn sanft in den Armen, so, daß der Vater den Kopf an die Brust des wackern Kriegers anlehnen konnte. Noch zwei andere Soldaten standen dabei. Mein armer Vater war

durch die Bruſt geſchoſſen und ſah bereits ſo blaß aus wie ein Sterbender. Wir ſahen es ihm an, daß er uns noch etwas ſagen wollte; allein er konnte nicht mehr reden. Da blickte er mich mit ſeinen ſterbenden Augen noch einmal ſchmerzlich an, dann blickte er auf die Mutter, und dann zum Himmel. Wenige Augenblicke nachher verſchied er. Die Mutter und ich weinten uns faſt die Augen aus. Die Leiche wurde auf dem nächſten Kirchhofe begraben. Einige Herren Offiziere und viele Soldaten kamen und begleiteten die Leiche. Die Trompete klang mir ſo ſeltſam und ſo traurig, daß mir's iſt, ich höre ſie noch immer. Sie erwieſen ihm noch die letzte Ehre und ſchoſſen ihm noch in das Grab. Meine Mutter und ich wurden von dieſer traurigen Ehrenbezeigung ſo erſchüttert, als würde auf uns ſelbſt geſchoſſen. Viele Soldaten wiſchten ſich die Augen, als ſie vom Grabe zurückkehrten. Ich und meine Mutter aber zerfloſſen in Thränen.

Die Mutter wollte nun wieder in ihre Heimath zurück kehren. „Ich habe dort freilich keine

Verwandten mehr," sagte sie, „aber doch noch eine gute Bekannte. Sie wird uns wohl in ihr Haus aufnehmen, und ich denke, dort von meiner Arbeit dich und mich zu ernähren." Allein wir hatten kaum einige Tagreisen zurück gelegt, da wurde die gute Mutter unterwegs krank. Mit Mühe erreichten wir noch ein kleines Weiler. Man wollte uns nirgend aufnehmen; endlich fanden wir in einer Scheuer ein Unterkommen. „Das ist wohl hart," sagte meine Mutter; „allein Maria hatte es ja auch nicht besser. Auch sie wurde nirgends hineingelassen und mußte in einem Stalle übernachten." Meine Mutter wurde indeß stündlich kränker. Sie ließ einen Geistlichen rufen und bereitete sich zum Tode. Als es Nacht wurde, kam die Bäuerin, der die Scheuer gehörte, mit ein wenig Suppe in einem irdenen Schüsselein, und sagte zu meiner Mutter: „Ihr seid wohl recht krank; ich muß daher schon noch etwas Uebriges thun." Sie ging, brachte eine alte Stalllaterne, in der ein kleines Oellicht brannte, und hängte die Laterne an einem Balken auf. Das war Alles, was sie that. Sie

sagte uns nun gute Nacht und kümmerte sich weiter nicht mehr um uns. Ich blieb ganz allein bei der Mutter; ich saß so neben ihr auf einem Bund Stroh und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht wurde sie, so viel ich bei dem trüben Scheine der Laterne sehen konnte, immer bläſſer. Sie seufzte mehrmal sehr tief. Ich weinte immer heftiger. Sie bot mir die Hand und sagte: „Weine nicht, lieber Anton! Bleibe fromm und gut, bete gern, hab' Gott vor Augen und thu' nichts Böses; so wird dir Gott einen andern Vater und eine andere Mutter geben." So sprach sie. „Aber lieber Gott," sagte Anton, und die hellen Zähren floßen ihm über die blühenden Wangen, „eine solche gute Mutter bekomme ich doch nicht mehr." „Nun, fuhr er fort, sie blickte nun lange zum Himmel, betete in der Stille, segnete mich mit ihren sterbenden Händen und verschied. Ich konnte nichts als weinen. Der Bauer und die Bäuerin hatten wohl meiner Mutter versprochen, sie wollen mich annehmen und mich wie ihr eigenes Kind halten. Sie nahmen das Wenige, was meine Mutter hinter-

laſſen hatte, ihre Kleider und einiges Geld, auch wirklich zu ſich; allein ehe drei Wochen vergingen, ſchickten ſie mich fort, und ſagten, ich hätte ſchon dreimal ſo viel verzehrt, als die Verlaſſenſchaft meiner Mutter werth ſei. Ich ging und nahm mir vor, nach Glatz zu meinen Schulkameraden zurück zu kehren. Allein die Bauern konnten mir nicht ſagen, wo der Weg nach Schleſien gehe. Da irre ich nun ſo im Lande hin und her und bettle; denn was ſoll ich ſonſt anfangen?“

Die Förſterin war ſehr gerührt, und ſagte mit Thränen in den Augen zu ihren Kindern: „Seht, meine Kinder, ſo könnte es euch auch gehen. Auch ihr könnet Vater und Mutter verlieren, und was wollet ihr dann anfangen? Darum bittet Gott doch alle Tage, daß er euch eure Eltern erhalte.“

Der Förſter ſprach: „Du hatteſt ſo viel ich ſehe, ſehr rechtſchaffene Eltern, lieber Anton. Allein haſt du denn gar nichts Schriftliches aufzuweiſen?“ „O ja wohl!“ ſagte Anton, und

nahm eine Brieftasche aus seinem Päcklein. „Diese Papiere," sagte er, „hat mir meine Mutter noch auf ihrem Sterbebette übergeben. Sie befahl mir, wohl darauf Acht zu haben, und sie nicht aus der Hand zu lassen. Euch darf ich sie aber schon sehen lassen." Es waren der Trauschein seiner Eltern, Antons Taufschein und der Todtenschein seines Vaters. Der Todtenschein war von dem Feldprediger ausgestellt. Der Oberst des Regiments hatte aber noch eigenhändig ein sehr rühmliches Zeugniß von dem tapfern, edelmüthigen Betragen des seligen Wachtmeisters und der tadellosen Aufführung der hinterlassenen Wittwe beigefügt.

„Nun wohl," sprach der Förster, „das ist Alles gut. Jetzt sage mir aber, Anton, wie gefällt's dir bei uns?" „Sehr gut," sagte Anton freundlich, „so gut, daß mir ist, als sei ich bei Euch zu Hause." „Möchtest du wohl bei uns bleiben?" fragte der Förster. — „O nirgends in der Welt lieber!" sagte Anton. „Eure Frau ist gerade so freundlich, wie es meine Mutter

war, und ihr seid auch recht brav und habt gerade einen solchen Schnurrbart, wie ihn mein Vater trug."

Der Förster lachte und strich sich den Bart. „Nun Knabe," sprach er, „so bleibe denn bei uns. Ich will dein Vater sein, und meine Frau wird als Mutter an dir handeln. Sei uns aber auch ein guter Sohn, und habe deine neuen Geschwister lieb und thu ihnen nichts zu leid. Hörst du — du bist jetzt mein Sohn Anton!" Der Knabe stand sehr betroffen da, und sah den Förster mit großen Augen an, ob das auch sein Ernst sei. Er war der harten Begegnung, die er von vielen Menschen erfahren mußte, so gewöhnt, daß er's kaum glauben konnte, der Förster wolle ihn an Kindesstatt annehmen. „Nun wie, Anton," sagte der Förster, und bot ihm die Hand, „schlägst du nicht ein?" Jetzt brach Anton in Thränen aus, bot dem Förster die Hand, küßte darauf die Hand der Försterin, und grüßte beide Kinder, ja auch das kleinste, wiewohl es noch nicht wußte, was vorging, als seine neuen

Geschwister. Christian und Katharina hatten eine große Freude, daß Anton da bleiben durfte. „Jetzt ist's erst recht lustig," sagte Christian: „jetzt sind wir, wenn wir ein Spiel machen, doch unser drei."

Der Förster fuhr aber ernsthaft fort: „Sieh Knabe, so sorgt Gott für dich. Der Segen deiner guten Eltern ruht auf dir. Gott erhörte das Gebet deiner sterbenden Mutter und — auch dein Gebet, als du dort im Walde zitternd vor Frost im Schnee knietest. Er lenkte deine Tritte hieher! Er führte dich in unser Haus. Wenn du unsern Gesang nicht gehört hättest, so wärest du auf deinem Bündelein eingeschlafen und erfroren, und ich hätte dich todt im Walde gefunden. Gott rettete dich gerade noch im rechten Augenblick. Er führte dich gerade in dieser heiligen Nacht, da unsere Herzen von der Liebe des Vaters im Himmel, der den Eingebornen für uns dahin gab, besonders gerührt waren, zu unserer abgelegenen Wohnung im Walde, die du sonst am Tage kaum gefunden hättest. Gott und seinem lieben

Sohne, der auch für dich armen Knaben vor bald zwei tausend Jahren in der heutigen Nacht geboren ward, und auch für dich gestorben ist, hast du es zu danken, daß du jetzt wieder ein Obdach hast. Darum erkenne es, und vergiß es in deinem Leben nicht, und habe immer ein dankbares Gemüth gegen Gott und deinen Erlöser. Hab' Gott dein Leben lang recht vor Augen und führe dich immer christlich auf."

Anton versprach es mit weinenden Augen. „O Du guter Gott," sagte er, indem er zum Himmel blickte, „Du hast die letzten Worte meiner sterbenden Mutter treulich erfüllt und mir wieder Vater und Mutter geschenkt. Ich will aber ihre letzten Worte auch erfüllen, Deine heiligen Gebote halten, und besonders das vierte Gebot gegen meine neuen Eltern recht beobachten." „Bravo, Anton," sprach der Förster, „das thu, und es wird dir wohl gehen." Die Försterin wies hierauf dem Knaben eine kleine Kammer mit einem reinlichen Bette an, und Alle begaben sich vergnügt zur Ruhe.

Am andern Morgen waren die Kinder sogleich wieder um die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. Sie war an dem heiligen Weihnachtsfeste und den darauf folgenden Feiertagen und Festen ihre einzige Freude. Allein diese unschuldige Weihnachtsfreude wäre bald gestört worden. Ein gewisser junger Herr von Schilf, der ein großer Jagdliebhaber war, und den Förster öfter besuchte, kam einmal in die Stube. Er machte über diese Art, den Kindern die Krippe Jesu vorzustellen, allerlei spöttische Anmerkungen und konnte nicht finden, wozu dergleichen dienen sollte.

„Wozu?" sprach der Förster. „Schauen Sie da einmal zum Fenster hinaus, junger Herr! Sehen Sie, tiefer Schnee deckt die Erde; die Bäume des Waldes krachen unter seiner Last. Man sieht keine Blume; nur hier an den gefrornen Fensterscheiben schimmern Blumen von Eis. An den Obstbäumen, die mein Dach umgeben, hängen keine Aepfel und Birnen mehr, und es ist kein grünes Blatt mehr daran zu sehen; alle Aeste und Zweiglein sind weiß ange-

duftet und ganz mit Reifen überzogen, und an dem Hausdache hängen lange Eiszapfen. Die armen Kinder hier sind in der Stube, gleich Gefangenen, eingesperrt und können kaum einen Tritt vor die Hausthüre thun. Sollte es denn nun so übel sein, wenn liebende Eltern ihren Kindern zur rauhen Winterszeit in der wärmenden Stube gleichsam einen Frühling erschaffen? Wirklich ist diese Frühlingslandschaft im Kleinen mit den grünen Wäldern, blumigen Wiesen, weidenden Schafen und deren Hirten fast die einzige Winterfreude der Kinder."

„Allein das ist noch das Wenigste! Die Hauptsache ist dies: Wir Christen freuen uns zur heiligen Weihnachtszeit, daß uns in Christus die Menschenfreundlichkeit Gottes in Menschengestalt erschienen ist. Und da möchten wir denn auch unsere Kinder, soviel sie es verstehen, an dieser Freude Theil nehmen lassen. Nun weiß ich zwar wohl, daß die größten Maler diese heilige Geschichte in Gemälden darstellten, die seit Jahrhunderten die Bewunderung der Welt sind.

Ich ſelbſt habe, da ich noch auf Reiſen war, jenes berühmte Gemälde der Krippe Jeſu zu Dresden, die heilige Nacht genannt, mehrmal bewundert. Allein die Einwendungen, die Sie gegen meine, freilich ſehr unvollkommene Darſtellung der Krippe Jeſu hier machen, ließen ſich, den Kunſtwerth abgerechnet, gegen jenes herrliche Gemälde auch machen, und ſie ſind deßhalb keiner Widerlegung werth. Solche koſtbare Gemälde ſind übrigens nur für große Herren, und wären bei Kindern gar nicht angewendet. Denn ich wette darauf, meine Kinder würden ihre Krippe gegen jenes berühmte Gemälde zu Dresden ſicher nicht vertauſchen."

„Laſſen Sie alſo, mein lieber Herr von Schilf, uns einfältige Leute hier im Walde immer bei der alten Sitte unſerer Väter bleiben. Ich erinnere mich noch aus meinen eigenen Kinderjahren, daß die Krippe meine beſte Kinderfreude — und nicht ohne Segen für mich war. So möge ſie denn auch meinen Kindern zur Freude und zum Segen gereichen."

Drittes Kapitel.

Die edle Försterfamilie.

Der Förster, der den armen Waisenknaben an Kindesstatt angenommen hatte, war ein sehr rechtschaffener, biederer Mann, und, wie er sich

selbst ausdrückte, noch von altem Schrott und Korn. Er war sehr gottesfürchtig, gegen alle

Menschen wohlwollend, und in dem Dienste seines Fürsten unermüdet und von unverbrüchlicher Treue. Der ehrliche Förster hielt sich streng an die frommen Sitten seiner Großeltern, die er noch gekannt hatte, und seiner Eltern, die ganz so wie die Großeltern gesinnt waren.

Am Morgen war es immer sein erstes Geschäft, mit Mutter und Kindern das Morgengebet gemeinschaftlich zu verrichten; eben so wurde auch der Tag mit dem Abendgebete gemeinschaftlich beschlossen. „Wie sollten wir," sagte er, „nicht jeden Tag mit dem Gedanken an Denjenigen anfangen und beschließen, der uns jeden Tag das Leben fristet, und uns Speis und Trank und Alles Gute gibt? Es ist wohl auch, denke ich, selbst für Engel ein rührender Anblick, wenn Vater und Mutter in Mitte ihrer Kinder vor Gott knien, und alle, auch das Kleinste nicht ausgenommen, die Hände betend und dankend zum Himmel erheben. Der Vater im Himmel kann nicht anders als segnend auf sie herabblicken."

Eben so andächtig und ehrerbietig betete der Förster mit allen dein Seinigen vor und nach dem Tische. Eines Tages brachte er den jungen Herrn von Schilf von der Jagd mit nach Hause und lud ihn, da eben die Suppe aufgetragen wurde, zum Mittagessen ein. Der junge Herr setzte sich sogleich ohne Tischgebet an den Tisch. Allein der Förster, der sich, wie er zu sagen pflegte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, sagte sehr ernsthaft: „Pfui, junger Herr! So machen es meine Wildschweine draußen im Walde; die verschlucken die Eicheln, ohne aufzuschauen, woher sie kommen.“ Der junge Herr wollte Einwendungen machen, und meinte das Tischgebet sei eben nicht so bedeutend. Allein der Förster sprach mit großem Nachdrucke: „Was uns zu bessern Menschen macht, ist von großer Bedeutung. Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze; von der Gottvergessenheit hingegen habe ich noch keine guten Früchte gesehen, wohl aber schon sehr viele schlimme. Beten Sie mit uns, wie es einem Christen und vernünftigen Menschen geziemt, oder Sie sind mit mir das letzte Mal auf der Jagd.

gewesen. Mit einem Heiden möchte ich nicht weiter zu thun haben. Ich mag nicht einma mit ihm an einem Tische essen.“ „Doch,“ setzt der Förster gelassener hinzu, „ich weiß wohl, da Sie über die Sache nie nachgedacht haben. Si sahen etwa einige vornehme junge Herren nich zu Tische beten, und machten es ihnen ohn weitere Ueberlegung sogleich nach; Sie glaubte dadurch sich selbst ein vornehmes Ansehen z geben. Allein, mein lieber junger Herr, obwoh Sie Schilf heißen, so müssen Sie deßhalb doc nicht dem Schilfe gleichen, das innen leer un ohne Mark ist und sich nach jedem Lüftche dreht.“ Der junge Herr stand wieder auf un bequemte sich mit zu beten. Er that es abe nicht aus Andacht gegen Gott, sondern blos au Liebe zur Jagd.

Am fröhlichsten war der ehrliche Förster im mer, wenn er sich in der Mitte seiner Famili befand. „Was soll ich die Freude auswärt suchen,“ sagte er, „da ich sie zu Hause besse und wohlfeiler haben kann.“ Er trank daho

nach vollbrachtem Tagewerke seinen Krug Bier, und Sonntags sein Glas Wein daheim, führte mit seiner Hausfrau vertrauliche Gespräche oder erzählte den Kindern fröhliche und lehrreiche Geschichten. Wenn er besonders aufgeräumt war, nahm er seine Harfe zur Hand. „Diese gilt uns," sagte er, „bei den langen Winterabenden in unserm rauhen Walde anstatt Conzert und Oper." Er hatte in seiner Jugend zwar das Waldhornblasen angefangen; allein da der Arzt ihm es untersagte, so verlegte er sich, als ein großer Freund der Musik, auf die Harfe. Die Försterin wußte mehrere schöne Lieder, und der Förster begleitete sie mit seinem Harfenspiel. Auch die Kinder hatten bald einige ihrem Alter angemessene Liedchen gelernt, und sangen zusammen, gleich den Zeisigen im Walde.

Die Kinder des Försters gingen nach Aeschenthal, dem nächsten Pfarrdorfe, in die Schule. Sobald die Weihnachtsfeiertage vorüber und die Wege durch den Wald wieder gangbar waren, mußten Christian und Katharina täglich dahin

gehen. Anton ging mit tausend Freuden mit, und übertraf bald alle seine Mitschüler. Sein Fleiß und seine Talente waren ausnehmend. Wenn der Förster Abends von der Jagd nach Hause kam und in seinem Lehnstuhle nächst dem wärmenden Ofen saß, mußten ihm die Kinder erzählen, was sie in der Schule gelernt hatten, und ihm ihre Schriften vorweisen. Anton wußte immer am meisten zu erzählen; seine Schriften waren immer die schönsten, und in dem Lesen brachte er es bald zu einer großen Fertigkeit. Nach dem Abendessen mußten die Kinder abwechselnd vorlesen; allein alle im Hause hörten am liebsten dem Anton zu. „Er lies't am natürlichsten," sagte die Försterin. „Wenn man es nicht sähe, daß er ein Buch vor sich habe, so meinte man sicher, daß er die Geschichte nicht lese, sondern daß er sie einmal gehört habe, und sie uns nur so aus dem Kopfe erzähle."

Der fröhlichste Tag in der Woche war den Kindern immer der Sonntag. An diesem Tage ging der Förster nicht auf die Jagd und die

Kinder konnten den ganzen Tag um ihn sein. „Ich bringe," sprach er, „die sechs Tage der Woche unausgesetzt und unverdrossen in herrschaftlichen Diensten zu; allein der Sonntag ist dem Dienste eines größern Herrn gewidmet. Auch ist mir und meinen Holzhauern nach sechs Arbeitstagen wohl ein Ruhetag zu gönnen." Am Sonntage Morgens gingen Vater und Mutter in der lieblichen Sonntagsfrühe mit den Kindern nach Aeschenthal in die Kirche. Das war den Kindern, besonders im Frühlinge und im Sommer, eine große Freude. Der Weg führte bald über waldige Berghöhen hin, bald durch schmale Wiesenthälchen, die mit buschigen Felsen und hohen Bäumen umgeben waren. „O wie schön ist's doch im Walde," sprach dann wohl Anton; „wie herrlich grünen die Bäume im Glanze der Morgensonne! Ja am Sonntage kommt mir der Wald noch viel schöner vor, als sonst. Mir ist's, als hätten alle Bäume ein freundlicheres Grün. Die Vögelein auf den belaubten Zweigen singen viel fröhlicher. Und außer ihnen schweigt Alles! Man hört keine Holzaxt, kein Wagenrad und

keinen Schuß; nur die Kirchenglocke ertönt in der Ferne. Es ist alles so still und ruhig, wie in der Kirche."

„So feierlich, wie in einem Tempel," sagte der Förster. „Auch der Wald ist ein Tempel des Herrn; Er, der Allmächtige, stellte diese Bäume wie Säulen umher, und fügte ihre Zweige zu einem grünen Gewölbe zusammen. Alles, von der ungeheuren bemoosten Eiche dort bis zu den kleinen Maiblümchen hier zu unsern Füßen, verkündet uns seine Allmacht und Güte. Ja die ganze Erde, so weit der blaue Himmel sich wölbt, ist ein Tempel seiner Herrlichkeit. Besonders am Sonntage sollen wir Ihn in diesem Seinem Tempel anbeten und diese herrlichen Werke andächtig betrachten. In diesem prachtvollen Tempel, den Er selbst erbaute, können wir seine unermäßliche, unbegreifliche Größe und Herrlichkeit wahrnehmen; in unsern Kirchen aber, wiewohl sie von Menschenhänden erbaut sind, läßt Er Seine Rathschlüsse und Seinen heiligen Willen uns näher offenbaren. Auch deßhalb wurde der Sohn Got-

tes ein Menſch, lehrte uns Menſchen und ordnete das Lehramt an. In hundert tauſend Tempeln und Kirchen der ganzen Chriſtenheit wird an dem heutigen Tage Seine Lehre verkündet und von Millionen Menſchen angehört. Merkt daher auch ihr, meine Kinder, heute in unſerer Kirche andächtig auf jedes Wort des Lehrers und bewahret es in eurem Herzen.“ Solche und ähnliche Geſpräche führte er mit den Kindern auf dem Wege zur Kirche; auf dem Heimwege aber redete er mit ihnen von der Predigt, und ſie wetteiferten, ihm zu erzählen, was ſie daraus ſich gemerkt hatten.

Bei Tiſche war der Förſter Sonntags immer beſonders fröhlich. „Die Freude,“ ſprach er, „mit euch zu Mittag zu eſſen, wird mir unter der Woche ſelten zu Theil; da verzehre ich mein Mittagsmahl meiſtens gleich im Walde aus der Fauſt, und es ſchmeckt mir, Gott ſei Dank, immer ſehr gut. Aber am Sonntage ſchmeckt es mir doch am beſten, nicht weil die Mutter da eine beſſere Mahlzeit bereitet, ſondern weil

ich die Speiſen in eurer Mitte genießen kann.“ Er legte den Kindern mit dem herzlichſten Wohlgefallen ſelbſt vor. „Eſſet, Kinder, eſſet,“ ſprach er, „und danket Gott für Seine Gaben.“ Nach Tiſche ging er mit den Kindern im Walde umher, lehrte Sie die mancherlei Bäume, Sträuche und Kräuter kennen, und pries ihre mannigfaltige Schönheit und Brauchbarkeit. „So,“ ſprach er dann immer, „hat Gott Alles, auch das kleinſte Kräutlein, ſchön gebildet und zu dem Nutzen des Menſchen eingerichtet. Auch der Wald iſt ein Buch, in dem ihr auf allen Blättern von der Weisheit und Güte Gottes leſen könnet.“

Wenn im Frühlinge oder im Sommer der Abend ſchön war, ſo deckte die Förſterin unter der großen Linde, nicht weit vom Förſterhauſe, wo ein Tiſch nebſt einigen Bänken angebracht war. Nach dem Abendeſſen ſangen ſie noch einige ſchöne und rührende Abendlieder. Der Förſter ſpielte dazu die Harfe, und die Vögel auf allen Bäumen des Waldes umher ſtimmten in den Geſang und das Harfenſpiel mit ein.

Anton fühlte sich unter diesen edlen Menschen, bei denen wahre Frömmigkeit, Eintracht und Liebe, Fleiß, Ordnung und Zufriedenheit wohnten, höchst glücklich. „Gott meinte es doch recht gut mit mir," sagte er öfter. „Er hätte mich auf der ganzen Welt zu keinen bessern Menschen führen können." Der gute Knabe war aber auch die lautere Dankbarkeit und Dienstfertigkeit gegen seine Pflegeltern. Wenn der Förster Abends aus seinem Forstbezirke heimkam, eilte Anton sogleich, ihm den alten hechtgrauen Ueberrock mit grünen Aufschlägen, dessen sich der Förster als eines Schlafrockes bediente, und die Pantoffeln zu bringen. Wenn die Försterin in der Küche am Heerde stand und kochte, trug er ihr ungeheißen Holz zu oder lief, um ihr einige Schritte zu ersparen, in den Gemüsgarten am Hause und holte Schnittlauch, Petersilien oder was sie sonst eben von grünen Kräutern nöthig hatte. Mancher ihrer Wünsche ward, bevor sie ihn aussprach, schon erfüllt.

Digitized by Google

Seinem guten Pflegevater erzeigte er aber noch ganz besonders gute Dienste. Der Förster verfertigte von allen ihm anvertrauten Waldungen Risse, und gab ihnen mit Farben ein schönes, gefälliges Ansehen. In der Ecke jedes Blattes war der Name des Waldes mit großen Buchstaben geschrieben, und, nachdem es ein Wald war, mit einem Kranze von Tannenzweigen oder Eichenlaube eingefaßt. Anton brachte es bald so weit, daß er die größten Risse nett und genau nachzeichnen konnte. Die Verzierungen aber, die er dabei anzubringen wußte, waren von ihm selbst erfunden und so gut ausgeführt, daß der Förster darüber erstaunte. Anton zeichnete zum Beispiele einen Eichbaum, an dem ein Schild mit dem Namen des Waldes lehnte, und seitwärts sah man ein Wildschwein, das nach Eicheln suchte. Oder der Name des Waldes stand in einen Felsen eingegraben, der mit Tannen gekrönt war, und unten am Felsen ruhte ein Hirsch mit zackigem Geweihe. Ueberhaupt zeichnete und malte Anton in allen seinen freien Stunden bald Landschaften, bald Thiere, und wo er nur ein Streifchen weißes

Papier oder einen leeren Briefumschlag fand, zeichnete er einen Vogel, eine Blume, oder einen Baumzweig darauf. Er konnte keinen Augenblick müßig sein. Der Förster und die Försterin liebten den guten Knaben wie ihr eigenes Kind, ja ihre eigenen Kinder wurden, von Antons Beispiel aufgemuntert, noch viel dienstfertiger und thätiger, als sie es zuvor waren.

Viertes Kapitel.

Antons fernere Geschichte.

Eines Tages schickte der Förster den Anton mit einem Paar Schnepfen in das benachbarte fürstliche Jagdschloß Felseck. Der Verwalter

hatte eben einen Gast und wollte ihn damit bewirthen. Anton kam unterwegs an einem Wasserfalle vorbei, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte. Nicht weit davon saß ein fremder Herr in einem dunkelblauen Kleide, der den Wasserfall abzeichnete. Anton ging hin, schaute über die Schulter des Fremden auf das Blatt, und konnte

sich nicht enthalten, laut zu rufen: „O wie schön! Ja, das heißt gemalt!“ Er bat um Erlaubniß, das schöne Gemälde näher besehen zu dürfen, und erhielt sie. „Mir ists,“ sagte er, indem er es betrachtete, „als wäre das Blatt da ein Spiegel, in dem sich der Wasserfall, nebst Felsen und Bäumen, im Kleinen abspiegelte. Wie silberhell das Wasser aus dem gespaltenen Felsen hervorschießt und wie schön sich der weiße Schaum unten zwischen den bemoosten Steinen kräuselt! Wie frisch und grün das zarte Moos an diesem Steine da ist! Man meint, man könne es wegrupfen. Wie keck diese rauhen Tannen emporstarren! Und da haben Sie überdieß noch einen Hirsch hergemalt, der aus dem Bache trinkt. Wie leicht er auf den Füßen steht. Man sieht es ihm an, wie flüchtig er über Stock und Stein wegsetzen kann. Die Hirsche, die ich male, stehen so lahm da, als wollten sie alle Augenblicke umfallen. Ich weiß kein rechtes Leben in sie hinein zu bringen.“

Der Maler hatte an den ungeheuchelten Lobsprüchen des Knaben und noch mehr an dessen

Gefühl für Kunst ein großes Wohlgefallen. Er sagte lächelnd: „Du. bist also, wie ich merke, auch ein kleiner Maler?“ „Ach,“ sagte Anton, „bisher meinte ich wohl gar, ich sei kein kleiner, sondern ein großer Maler. Jetzt sehe ich aber wohl, daß ich gar keiner bin.“ Der Maler sagte: „Ich wünschte deine Malereien doch zu sehen. Ich werde dich nächstens besuchen, und da mußt du mir sie zeigen. Wer sind deine Eltern und wo bist du zu Hause?“ „Ach,“ sprach Anton, „ich bin ein armer Waisenknabe. Der Herr Förster Grünewald hat mich aber an Kindesstatt angenommen.“ „Nun,“ sagte der Maler, „da bist du wohl mit ihm verwandt, ein Brudersohn oder ein Schwestersohn?“ „Nein,“ sagte Anton, „ich kam ganz landfremd in sein Haus; er und seine Frau nahmen mich aber sogleich auf und hielten mich wie ihr eigenes Kind.“ „Das ist viel, sehr viel!“ sagte der Maler. „Doch wie kam denn dieß?“ Anton erzählte seine Geschichte ausführlich. Der Maler hörte ihm aufmerksam zu und sagte am Ende: „Der Förster und seine Frau müssen sehr edle Menschen sein.

Grüße sie mir, und sage ihnen, morgen des Tages werde ich sie besuchen, um ihnen im Namen der Menschheit für die Liebe, die sie dir erweisen, zu danken."

Der Maler hieß Riedinger und war vor einem Paar Tagen auf dem fürstlichen Jagdschlosse angekommen, um da einige alte Gemälde aufzufrischen. Er benützte diese Gelegenheit, eine und die andere Waldgegend, die ihm besonders gefiel, abzuzeichnen. Sogleich am Abende des folgenden Tages besuchte er den Förster. Beide biedere Männer fanden bald, daß sie Eines Sinnes waren, und wurden Freunde. Der Maler wollte nun Antons Zeichnungen sehen. Die Försterin lobte sie ausnehmend. „Glauben Sie mir," sagte sie, „sie sind unvergleichlich." Allein Anton stand erröthend an der Thüre und sagte: „Herr Riedinger, Sie werden sehen, daß sie ganz und gar nichts heißen." Der Maler ermunterte ihn aber, sie zu zeigen, und Anton brachte sie. Herr Riedinger betrachtete eine nach der andern sehr bedachtsam und lächelte einige

Male. Wiewohl er Vieles daran auszustellen hatte, so gefielen sie ihm dennoch sehr. „Wahrhaftig," sagte er, „es steckt ein Maler in dem Knaben. Herr Grünewald, überlassen sie ihn mir. Sie sollen Freude an ihm erleben." „Topp!" sagte der Förster und schlug ein. „Ich habe schon lange nachgesonnen, was der Knabe werden solle. Er ist nun bereits in dem vierzehnten Jahre und in der Schule zu Aeschenthal ist für ihn weiter nichts mehr zu lernen. Zu einem Jäger ist er zu zart und zu mitleidig. Er artet mehr seiner sanften Mutter nach als seinem tapfern Vater. Wenn Sie also meinen, er gebe einen guten Maler ab, so nehmen Sie ihn immerhin in die Lehre. Wie viel verlangen Sie Lehrgeld?" „Lehrgeld!" sagte der Maler. „Davon kann keine Rede sein. Sie gaben mir zuerst ein Beispiel, wie man sich armer Waisen annehmen müsse. Eine edle That zieht immer andere nach sich, wie eine Kerze andere anzündet. Das ergibt sich alles ganz natürlich. Lassen Sie es also gut sein. Sobald ich mit meiner Arbeit auf dem Schlosse fertig bin, fährt Anton, wenn

er anders Luſt hat, mit mir in die Stadt, und ich werde keine Mühe ſparen, ihn zu einem Künſtler zu bilden.“

Anton hüpfte faſt vor Freude. Als indeſſen nach einigen Tagen der Maler in einer Kutſche vor das Haus gefahren kam, ihn mitzunehmen, weinte der gute Knabe doch recht herzlich. Allein der Förſter ſprach: „Weine nicht, Anton. Es iſt ja nur ein Sprung in die Stadt. Wir beſuchen dich öfter, und auch du kannſt uns an Sonn- und Feiertagen leicht beſuchen. — Ja, das bedinge ich mir noch aus,“ ſprach er zu Herrn Riedinger, „daß Anton uns manchmal beſuchen, die Weihnachtsfeiertage aber allemal ganz bei uns zubringen dürfe. Sie müſſen ihm das erlauben.“ „O recht gern,“ ſagte der Maler, „recht gern; und wenn Sie und die Frau Förſterin nichts dagegen haben, ſo komme ich allemal mit.“ Sie gaben ſich darauf die Hand. Anton dankte ſeinen Pflegeltern. Sie ermahnten ihn, ſeinen Lehrmeiſter, der ſo vieles aus lauter Güte für ihn thun wolle, als ſeinen Vater zu

ehren. Unter den besten Segenswünschen seiner Pflegeltern und Geschwister stieg Anton in die Kutsche, und fuhr mit dem Maler fort.

Der treffliche Maler hielt in allen Stücken Wort. Es war ihm eine Herzenslust, einen so fähigen Schüler zu unterrichten. Auch kam er mit ihm zu dem Förster öfter auf Besuch; ja manchmal blieben sie mehrere Tage, um in den gebirgigen Walde schöne Gegenden abzuzeichnen. Der Meister konnte seinen Schüler jedesmal nicht genug loben. „Unter uns gesagt," sprach er zum Förster, „er wird ein Künstler, dem ich das Wasser nicht bieten darf."

Nach einigen Jahren kam Herr Riedinger mit Anton, der nunmehr ein blühender Jüngling war, wieder einmal zu dem Förster in die Weihnachtsfeiertage. Herr Riedinger blieb nach den Abendessen mit dem Förster und der Försterin etwas länger auf. Anton und die Kinder des Försters hatten sich längst zur Ruhe begeben. Der Förster und die Försterin merkten wohl, daß der Maler etwas auf dem Herzen habe, und er

ihnen ſagen möchte. Endlich fing er an: „Was Anton bei mir lernen konnte, hat er gelernt. Er muß nun reiſen; er muß Italien ſehen. Allerdings wird das nicht wenig koſten; allein es lohnt ſich der Mühe. Kein Kapital könnte beſſer angelegt werden. Ich ſtehe Ihnen dafür, es wird auch reichliche Zinſen tragen und ſeiner Zeit wieder erſetzt werden. Was eine ſolche Reiſe koſtet, überſteigt freilich das Vermögen eines Privatmannes. Allein ich habe mir die Sache ſo ausgedacht: Es verſteht ſich, daß Anton nicht ganz auf fremde Koſten reiſe. Er muß ſelbſt etwas verdienen. Indeß braucht er doch immer anſehnlichen Zuſchuß; denn er muß auch für ſich noch freie Zeit behalten, um in der Kunſt weiter zu kommen. Was nun mich betrifft, ſo werde ich das Meinige redlich dazu beitragen. Ich habe mir es, von Ihrem Beiſpiele ermuntert, nun einmal in den Kopf geſetzt, den Anton umſonſt zu einem Maler zu bilden. Seine Arbeiten, die er bisher lieferte, ſind mir ſehr gut bezahlt worden. Dieſes Geld habe ich zurück gelegt, und werde es zu ſeiner Reiſe verwenden. Allein es

reicht bei Weitem nicht zu. Wären Sie nun nicht geneigt, das noch Fehlende, das freilich eine nicht geringe Summe betragen kann, darauf zu legen? Ein gutes Werk, das man angefangen hat, muß man auch vollenden.“ Er bot dem Förſter die Hand hin, erwartend, er werde einſchlagen. Der Förſter hatte an Antons Wohlverhalten und ſeinen Fortſchritten in der Kunſt hohe Freude. Er beſaß ein ziemliches Vermögen. Er blickte ſeine Hausfrau an. Sie nickte. Der Förſter ſchlug ein und ſagte: „Nun wohl, wenn die Summe mein Vermögen nicht überſteigt, ſo will ich ſie ausbezahlen.“ Es wurde ein Ueberſchlag gemacht, was die Reiſe koſten könnte, und einmüthig beſchloſſen, Anton ſolle künftigen Frühling die Reiſe antreten.

Der Maler fuhr am nächſten Morgen mit Anton im Schlitten zurück in die Stadt. Der Förſter und die Förſterin machten aber den Winter über Anſtalten zu Antons bevorſtehender Reiſe. Der Förſter kaufte Tuch ein, um ſeinen Pflegeſohn hinreichend mit wohlanſtändiger Kleidung

auszustatten. Auch suchte er seinen eigenen Reisekofer hervor, und ließ ihn mit Rehfell neu überziehen. Die Försterin und ihre zwei Töchter nähten und strickten sehr emsig, den Anton reich-

lich mit Leinenzeug zu versehen. Zu Anfang des Frühlings mußte Anton noch einige Tage bei seinen Pflegeltern zubringen. Sein Pflegvater gab ihm in dieser Zeit noch viele gute Ermahnungen und Klugheitslehren, und war gegen ihn ganz ungemein liebreich. Der gute Mann nahm sich selbst die Mühe, den Koffer zu packen. So oft ihm die Försterin ein neues Kleidungsstück hinreichte, wurde Anton auf's neue gerührt. „Ach

wie vieles — wie gar so vieles thun Sie an mir!“ sagte er. „Meine eigenen Eltern, wenn sie noch lebten, könnten nicht mehr für mich thun!“ Der Koffer wurde an einen berühmten Maler, dem der Herr Riedinger den Anton empfohlen hatte, vorausgeschickt. Denn Anton wollte die ganze Reise zu Fuß machen. Christian, Antons Herzensfreund, hatte aber noch für ein kleines Felleisen gesorgt, in dem Anton das Nothwendigste zum täglichen Gebrauche mitnehmen konnte.

Endlich kam der Abschiedstag; Anton wollte nach Tische zu Herrn Maler Riedinger in die Stadt gehen, und von da aus dann weiter reisen. Die Försterin bereitete ein Abschiedsmahl, und alle speisten noch einmal mit einander zu Mittag. Es war ein freundliches, rührendes Familienfest. Der Förster blickte in dem kleinen Kreise umher. Es herrschte eine wehmüthige Stille. „Nicht doch, meine Söhne und Töchter,“ sprach er, „seid nicht so traurig; und auch du, gute Mutter, trockne diese Thräne da ab. Es ist nun einmal so! Die Söhne, zumal wenn sie bereits erwachsen

ſind, müſſen hinaus in die Welt; und auch ihr, meine Töchter, ſeid bald in dem Alter, wo ihr vielleicht das väterliche Haus verlaſſen werdet. Doch, wenn uns auch Berg und Thal dem Leibe nach trennen, im Geiſte bleiben wir immer vereinigt. Und ſo traurig der Abſchied immer ſein mag, das Wiederſehen, das uns hier oder dort nie ausbleibt, iſt dann deſto freudiger!“ Der edle Mann wußte durch fröhliche Geſpräche alle wieder zu erheitern. Er ließ eine Flaſche guten Wein bringen, von dem er ſonſt nur an Feſttagen trank. Er ſchenkte der Mutter und den beiden Töchtern, obwohl alle drei ſich weigerten, davon ein. „Den Traurigen gib Wein!“ ſagte er lächelnd. Anton und Chriſtian boten ihre Gläſer her, ohne ſich lange nöthigen zu laſſen. Am Ende der Mahlzeit nahm der Förſter ſein Glas und ſagte: „Nun, Anton, ſtoß an — auf eine glückliche Wanderſchaft und ein fröhliches Wiederſehen!“ „Das gebe Gott,“ ſagte die Förſterin, ſtieß an und trank ein klein wenig. Chriſtian, Katharina und Luiſe ſtießen auch mit an. Allen ſtanden die Thränen in den Augen. Anton

war am gerührteſten. Er konnte die Thränen nicht mehr zurück halten und ſagte: „O meine liebſte Eltern, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Was wäre ich ohne Sie! Ach, ewig kann ich es Ihnen nicht vergelten, was Sie an mir gethan haben. Gott wolle Ihr Vergelter ſein! Er wolle mich einſt in den Stand ſetzen, für das unausſprechlich viele Gute, das Sie an mir thaten, Ihnen und meinen lieben Geſchwiſtern meinen Dank durch die That zu bezeigen.“

„Ja, lieber Anton,“ ſagte der Förſter, „ich kann es dir nicht verhehlen, wir thun viel an dir; und wenn ich deine Geſchwiſter hier ſo anſehe — ſo möchte ich faſt ſagen, zu viel. Denn was mich und meine geliebte Hausfrau betrifft, ſo brauchen wir wohl wenig mehr. Unſere Haare ſind bereits grau. So lange wir noch leben, haben wir wohl noch Brod. Allein, mein lieber Anton, wenn eines oder das andere deiner Geſchwiſter einmal in Noth kommen ſollte, ſo vergiß nicht, wie wir dir aus der Noth geholfen haben, und laß ſie nicht in der Noth ſtecken.

Gib mir die Hand darauf, Anton! Nicht wahr, du verläſſeſt deine Geſchwiſter nicht?“ „O lieber Vater,“ rief Anton, indem er dem Förſter die Hand reichte, „ich müßte ja der undankbarſte Menſch von der Welt ſein, wenn ich Ihrer Wohlthaten je vergeſſen könnte. O gewiß! Ihre Liebe iſt mir ewig unvergeßlich. Meine größte Glückſeligkeit auf der Welt ſoll es ſein, Ihnen, lieber Vater, meiner beſten Pflegemutter oder meinen lieben Geſchwiſtern Gutes erweiſen zu können.“

„Ich glaube dir, Anton,“ ſagte der Förſter; „doch — nun iſt es Zeit, daß wir ſcheiden.“ Er ſtand auf und ſprach: „Knie nieder, lieber Sohn, damit ich dir noch den väterlichen Segen gebe.“ Anton kniete nieder. Der Förſter erhob ſeine Augen zum Himmel; es war etwas Ehrwürdiges und Feierliches in ſeinem Angeſichte und ſeiner Geſtalt. Er ſegnete den Jüngling und ſprach: „Gott begleite dich auf allen deinen Wegen, bewahre dich vor Sünde, und führe dich gut und unverdorben wieder in unſere Arme zurück.“ Die Mutter und die Kinder ſtanden alle mit ge-

falteten Händen und weinenden Augen andächtig umher, und sagten mit gerührten Herzen: „Amen!“ Der Förster hob den Anton auf, schloß ihn in die Arme und sagte: „Nun — zieh hin und Gott sei mit dir! Habe ihn stets vor Augen — und vergiß nicht, daß sein allsehendes Auge dich überall sehe. Halte dich für zu gut, Böses zu thun. Die Güter und Lüste dieser Erde sind es nicht werth, daß wir ihrethalben unser Gewissen beschweren. Gedenke, daß wir nicht für diese kurze Zeit, die wir auf Erden zu leben haben, geschaffen sind, und daß eine Ewigkeit sei. Meide nicht nur das Böse, sondern auch jede Gelegenheit, Böses zu thun. Besonders fliehe solche Menschen, die über den frommen Glauben unserer Voräl tern spotten und sich über reine Sitten lustig machen. Noch einmal — lebe wohl und Gott sei mit dir.“

Die Försterin sagte mit Augen voll Thränen: „Anton! Sieh diese meine rothgeweinten Augen, diese meine nassen Wangen! Um dieser Thränen willen bleibe Gott ergeben, gut und rechtschaffen. Gedenke dieser Thränen, wenn du in Versuchung

kommeſt, Böſes zu thun. Bisher haſt du uns nur Freude gemacht; betrübe uns nie. So herzlich ich jetzt weine, ſo fühle ich dabei doch vielen Troſt! Aber wenn wir je etwas Unrechtes von dir hören ſollten, dann würden ich und wir alle die bitterſten Thränen weinen. Vergiß unſerer treuherzigen, väterlichen und mütterlichen Ermahnungen — und der letzten Ermahnung deiner ſeligen Mutter — in deinem Leben nicht, und lebe wohl!“

Die ganze Familie begleitete den tief gerührten, traurigen Jüngling noch eine weite Strecke Weges, faſt bis zu Ende des Waldes. Endlich ſagten ſie ihm alle noch einmal Lebewohl! Anton ging — ſie aber blieben ſtehen. Er ſah noch ſehr oft um und winkte ihnen mit dem Hute. Der Förſter und Chriſtian winkten ihm auch mit ihren Hüten, und die Förſterin und die zwei Töchter mit ihren weißen Tüchern, bis er endlich mit ſeinem Wanderſtab in der Hand und ſeinem Felleiſen auf dem Rücken hinter einem waldigen Hügel verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Ein Weihnachtsgeschenk.

Der heilige Weihnachtsabend war, seit Antons Abreise bereits das dritte Mal, wieder angebrochen. Der Förster kam heute mit seinem Sohne Christian früher aus dem Walde nach Hause. Es war sehr kalt. Der Abendhimmel strahlte glühendroth durch die Fenster in die Stube. Die runden Scheiben fingen schon an zu gefrieren und schimmerten in dem röthlichen Abendschein wie Edelsteine. Der Förster setzte sich in seinen Lehnsessel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu; denn der Ofen war so eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, spiegelte sich in den Fenstern und vermehrte das Funkeln der gefrornen Fensterscheiben.

Jetzt kam die Försterin in die Stube. „Ist kein Brief von Anton da?“ fragte der Förster. „Nein!“ sagte sie mit betrübtem Angesichte. „Wunderlich!“ sprach der Förster und schüttelte den Kopf. „Auf den Weihnachtsabend war sonst allemal richtig ein Brief von ihm da. Er schrieb immer sehr ausführlich und seine Briefe waren mir immer die angenehmste Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht schreibt?“

Kaum hatte der Förster dieses gesagt, so trat ein Bote mit weiß angeduftetem Haare in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand und eine neue Kiste von Tannenholz auf dem Rücken, die zwar nur ganz flach, aber ziemlich breit und so hoch war, daß der Mann sich bücken mußte, um in die Stube zu kommen. „In dem Kistchen wird wohl ein Spiegel sein!“ sagte Katharina. Der Bote überreichte dem

Förſter den Brief, und lud die Kiſte ab. „Der Brief iſt von dem Herrn Maler Riedinger,“ ſagte der Förſter. „Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglück begegnete.“ Er riß den Brief eilig auf, und durchlief ihn am Glanze des Feuers, das aus dem Ofen ſtrahlte, mit begierigen Blicken. „Denkt nur,“ rief er freudig, „Anton ſchickt uns bis aus Rom ein Gemälde zum Weihnachtsgeſchenk. Er hat es, zuſammengerollt, an Herrn Riedinger übermacht, und ihn erſucht, es in eine reiche goldene Rahme faſſen zu laſſen, und dafür zu ſorgen, daß wir es auf den heiligen Abend ſicher bekämen. Das Gemälde ſei ein wahres Meiſterſtück, ſchreibt Herr Riedinger. Der Anton iſt doch ein trefflicher Junge; ich möchte ihn ſogleich umarmen.“

„Katharina!“ rief er jetzt, „bring' doch dem ehrlichen Boten, bis das Eſſen kommt, einſtweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut thun; denn es iſt draußen wirklich grimmig kalt.“ Der Bote nahm den Wein mit Dank an; verbat ſich

ſich aber das Abendeſſen. Er habe, ſagte er, zu Aeſchenthal Anverwandte, und wolle bei dieſen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!“ ſprach der Förſter, hieß den Boten austrinken, beſchenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun,“ ſprach der Förſter, „ſetzt euch alle um mich her! Da iſt in des Herrn Riedingers Brief auch noch ein Brief von Anton eingeſchloſſen; den will ich euch vorleſen.“ Luiſe ſagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht holen.“ „Wohl,“ ſprach der Förſter; ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit leſen. Aber eile!“ Luiſe brachte die brennende Kerze ſogleich auf einem glänzenden Leuchter von Meſſing. Alle ſaßen begierig im Kreiſe umher. Der Förſter las:

„Liebſte, beſte Eltern und Geſchwiſter! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeſchenk, ein Gemälde, das ich mit vielem Fleiße gemalt habe. Es ſtellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künſtler verſicherten mich, das Bild ſei

mir sehr gut gelungen. Ich wünsche, daß es Ihnen nur halb so viel Freude machen möchte, als mir die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe machte, da ich das erste Mal in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude daran haben."

„Ach, daß ich doch mit dem Bild selbst zu Ihnen reisen, und es Ihnen überreichen könnte! Es ist zwar dahier ein herrliches Land! Jetzt im Monate November, da ich dies schreibe, ist es bei Ihnen wohl schon längst Winter, und Ihr Dach und die Tannen und Eichen umher seufzen unter der Last des Schnees. Aber hier prangen die Zitronen- und Pomeranzenbäume noch mit silberhellen Blüthen und goldenen Früchten. Dennoch sehne ich mich unter all diesen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurück, an dem ich die seligsten Stunden meines Lebens zugebracht habe."

„Ihrer Güte habe ich es zu danken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je diesen Namen verdiene, ein Künstler

bin. Jene gemüthliche Vorſtellung der Krippe Jeſu für Kinder, ſo unvollkommen ſie auch ſein mochte, weckte mein Talent zuerſt. Immer ſteht ſie mir noch vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunſtwerken ſehe, ſo werde ich doch nicht ſo, wie damals, davon entzückt. Ach, die ſeligen Jahre der Kindheit gehen doch über Alles! Da erblicken wir alles umher wie verklärt vom goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade, daß ſie ſo ſchnell vorüber ſind!“

„Jetzt, in dieſem Augenblicke, da Sie dieſen Brief leſen und meine Malerei betrachten, bin ich im Geiſte unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerührtem Herzen, wie ich halb erſtarrt unter Ihr ländliches Dach kam, wie mich die gute Mutter mit warmen Speiſen erquickte, wie Sie mich zu Ihrem Kinde aufnahmen, wie Chriſtian, Katharina und Luiſe ihre Weihnachtsgeſchenke ſo freudig mit mir theilten. O liebſter Vater! ich küſſe dankbar Ihre und meiner Pflegemutter ehrwürdige Hände. Ich umarme alle

meine Geſchwiſter. Ich freue mich jetzt ſchon im Voraus, Ihnen nach einigen Jährchen nicht blos im Geiſte und aus weiter Ferne, ſondern von Angeſicht zu Angeſicht ſagen zu können, wie von ganzem Herzen ich ſei — Ihr dankbarer, Sie innigſtliebender Anton. Rom, den 15. November 1756."

„Das iſt ein Brief," ſagte der Förſter und wiſchte ſich die Augen; „was wir auch an den Jungen gewendet haben, es iſt Alles noch zu wenig. Ich ſetzte zwar immer keine kleinen Hoffnungen auf ihn; allein er übertrifft ſie alle bei weitem. Niemals hätte ich geglaubt, eine ſolche Freude an ihm zu erleben. „Doch," ſagte er jetzt lächelnd, „ich denke, das Nachteſſen wartet auf uns. Nach Tiſche wollen wir das Gemälde beſehen." „O nein!" riefen alle einmüthig „jetzt gleich!" „Das geht uns über das Eſſen!" fügte Luiſe noch bei; „ich will nur geſchwind noch eine Kerze holen, damit wir das Gemälde beſſer betrachten können."

Christian brachte Stemmeisen und Hammer, und öffnete die Kiste, und alle riefen, als das schöne Bild zum Vorschein kam: „O wie schön! Wie lieblich! Welch himmlische Gestalten! Welche unvergleichlichen Farben!“

Sechstes Kapitel.

Das schöne Gemälde des Kindes Jesu in der Krippe.

Der Förster stellte das Gemälde auf ein Wandtischchen und die zwei hellleuchtenden Wachskerzen daneben. Aller Augen waren auf das

schöne Bild gerichtet. Die Försterin faltete andächtig die Hände und sagte: „Wahrhaftig, man

kann nichts Schöneres ſehen! Mir wird es, als wäre ich wirklich bei der Krippe Jeſu zugegen! Wie freundlich, wie holdſelig das göttliche Kind uns anblickt, als wollte es bei ſeinem Eintritte in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria, an der Krippe knieend, ſo zärtlich und liebreich auf das Kind niederblickt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt, und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergießt! Wie ehrwürdig Joſeph da ſteht und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufſchaut! Wie den Hirten die Redlichkeit aus den Augen ſieht; wie ehrerbietig und andächtig ſie auf die Kniee geſunken ſind! Und die Engel oben, wie himmliſch ſchön! Wie leicht und ſchwebend! Und welch ein heller Glanz das Kind umgibt, alles umher erleuchtet, und ſelbſt den Schimmer der Engel überglänzt! Wahrhaftig, wer ſich da der Geburt des Erlöſers nicht freuen und mit den Engeln Gott nicht loben und preiſen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben."

Der Förſter hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen ſtillſchweigend betrachtet ohne ein Wort zu ſagen. Endlich ſprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, du haſt Recht! Wenn wir dieſe heilige Geſchichte, ſo ſchön gemalt und in einen Rahmen gefaßt, vor Augen haben, ſo macht ſie einen neuen, ganz eigenen Eindruck auf unſer Herz. Ich will es einmal verſuchen, ob ich es euch ſagen kann, was ich Alles darin finde und wie es mir um das Herz iſt.“ Er ſchob ſeinen Lehnſeſſel herbei, ſetzte ſich in einer kleinen Entfernung von dem Bilde, in der es ſich am beſten ausnahm, und ſprach dann:

„Wir wollen, meine lieben Kinder, unſere Augen zuerſt auf das göttliche Kind in der Krippe richten! Wir wollen aber jetzt auf einige Augenblicke ſeiner göttlichen Abkunft noch nicht gedenken; wir wollen es zuerſt nur als ein Menſchenkind betrachten. Schwach und hülflos, in arme Windeln eingewickelt, liegt es auf einem wenig Heu und Stroh. Aber die liebevolle Mutter begrüßt es mit freundlichem Lächeln und voll der zärtlichſten Sorg-

falt, es wohl zu verpflegen; und der treue Nährvater ſteht theilnehmend dabei, bereit mit ſeinem ſtärkern Arm Mutter und Kind zu ſchützen, mit ſeiner arbeitſamen Hand beide zu ernähren. Ein treuer Vater, eine liebevolle Mutter, und ein Kind, das dieſe treue Liebe, ſobald es zur Beſinnung kommt, dankbar erwiedert, iſt der ſchönſte Anblick auf Erden, über den ſich Engel erfreuen müſſen. Dieſes liebliche Drei — Vater, Mutter und Kind — hat Gott ſo zuſammen gefügt.“

„O meine Kinder, denkt daher bei dieſem Kinde in der Krippe: Als ein ſchwaches Kind bin auch ich einſt ſo dagelegen, wo man mich hinlegte. Ich hätte verſchmachten müſſen, wenn meine Eltern ſich meiner nicht liebreich angenommen hätten. Allein mit Freude und Jubel wurde der kleine fremde Gaſt aufgenommen, und Alles Nöthige war ſchon zu ſeiner Ankunft bereitet. Meine Mutter hüllte mich in meine erſte Bekleidung, die Windeln, die ſie wohl ſelbſt geſponnen, gebleicht und genäht hatte. All ihr Sinnen und Trachten Tag und Nacht ging nur darauf, daß

mir nichts abgehen möge. Sorgsam wachte sie an meiner Wiege, wenn ich schlief; manche Nacht brachte sie schlaflos zu, aus zärtlicher Liebe zu mir! Der treue Vater theilte ihre Sorge und arbeitete für beide. So denket und danket Gott, daß er euch gute Eltern schenkte! Denn Er ist es, der aus Liebe zu euch etwas von seiner unaussprechlichen Liebe in das Herz eurer Mutter pflanzte, und eurem Vater von seinem treuen Vatersinne mittheilte und ihm das Vaterherz gab. Seid aber auch nicht undankbar gegen eure Eltern. Ein Sohn, eine Tochter, die es vergessen könnten, was die Mutter mit ihnen ausstand, was der Vater für sie that, sie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wären ohne alles menschliche Gefühl."

„Laßt uns nun, meine Kinder, nachdem wir die heilige Familie betrachtet, zu den heiligen Engeln, die dort oben schweben, hinaufblicken — und einen Blick auf die Thiere des Stalles werfen. Da wird uns die Würde und die Bestimmung des Menschen klar. — Schaut erst noch einmal der heiligen Jungfrau in das milde

Angeſicht voll himmliſcher Unſchuld und unausſprechlicher mütterlicher Zärtlichkeit! Betrachtet die aufrechte Geſtalt des ehrwürdigen Joſephs, wie er ſo voll Geiſt und Andacht die Augen zum Himmel erhebt! Sehet das holde Kind an, deſſen Angeſicht ſo lieblich lächelt, deſſen Augen wie Sterne leuchten! Und nun ſchauet auf die rauhen haarigen Thierköpfe — des Ochſen und des Eſels hin. Wie dumm und vernunftlos ſie darein ſehen! Wie das Maul hervorſteht, und uns zu erkennen gibt, daß ſie nur auf Futter bedacht ſind und von nichts Höherem und Beſſerem wiſſen. Sie ſind nicht einmal eines freundlichen Lächelns fähig! O, wem erſcheint bei dieſer Vergleichung der Menſch nicht als ein höheres Weſen? Wahrhaftig, er gehört einer höheren Reihe von Geſchöpfen an. Der roheſte Menſch hielte ſich ja für beſchimpft, wenn man zu ihm ſagte: Du biſt nun nichts beſſer als der Ochs, der deinen Pflug zieht, als der Eſel, der deine Säcke zur Mühl trägt und dann verfault. Nein, der Menſch gleicht vielmehr den heiligen Engeln Gottes, die ihren Schöpfer erkennen, ſich Seiner freuen und

Ihm lobſingen. Der Menſch iſt das einzige Geſchöpf auf Erden, der dieß auch kann. Sei es, daß er einige Aehnlichkeit mit den Thieren hat; er iſt doch den Engeln des Himmels näher verwandt. Sei es, daß er weinend und wimmernd zur Welt kommt, daß er Vieles ausſtehen, Vieles leiden muß, bis er in ſeiner vollen Blüthe daſteht, daß er dann nach kurzer Zeit wieder gleich einer Blume dahinwelkt, gleich den Thieren dahin modert —. nur ſeine Erdengeſtalt zerfällt zu Staub. Es iſt ein unſterblicher Geiſt in ihm; er iſt ein Engel in ſchwaches Fleiſch und Blut verhüllt. Sobald dieſe Hülle abfällt, iſt der Engel vollendet — wenn anders der Menſch ſeine Beſtimmung auf Erden erfüllt und dem Willen des Schöpfers gemäß gelebt hat.“

„Sehr gut hat der Maler, außer den größern Thieren noch ein Lamm und ein Körblein voll Früchte angebracht, die man als ein Geſchenk für das neugeborne Kind am Fuße der Krippe erblickt. Dem Menſchen ſind alle übrigen Geſchöpfe der Erde unterworfen. Er bezähmt die ſtärkſten Thiere

und sie müssen ihm dienen; ihm gibt das Schaf Milch und Wolle; ihm bringt die Erde ihre schönsten Früchte hervor. Nur ein Weniges hat Gott den Menschen den Engeln nachgesetzt, hat ihn mit Ehre und Hoheit gekrönt, hat ihn zum Herrn seiner Werke gemacht und Alles ihm zu Füßen gelegt."

„Auch der Ort, an dem wir dieses Kind und seine Eltern erblicken, die arme Krippe und der dürftige Stall, sind nicht ohne Bedeutung. Der Mensch bedarf keines Palastes, um hier auf Erden seine Bestimmung zu erreichen. Er kann in der elendesten Strohhütte zufrieden leben und selig sterben. Wir erblicken in dem Stalle nur Armuth und Mangel. Allein um wahrhaft glücklich, aller wahren Ehre würdig und von ächtem Menschenadel zu sein, braucht der Mensch weder Sammet noch Seide, weder Gold noch Silber. Gerade im Wichtigsten hat Gott keinen Unterschied unter den Menschen gemacht. Ein armer Stall beherbergt hier die heiligsten, die seligsten, die ehrwürdigsten Menschen, die je auf Erden gelebt haben."

Doch, meine Kinder, was ich euch bisher gesagt habe, ist für uns wohl sehr erfreulich und tröstlich. Allein es gilt nur von dem Menschlichschönen dieser Geschichte. Die göttliche Abkunft und die hohe Bestimmung dieses göttlichen Kindes ist erst das Allerwichtigste. Denn Jesus Christus, der menschgewordene Sohn des Allerhöchsten, ist in diese Welt gekommen, die Menschen, die von Gott und ihrer ursprünglichen Würde abgefallen und deßhalb verloren waren, zu retten. In ihm erschien uns die Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbar; in Ihm erblicken wir Gott in Menschengestalt. Er ward zwar in tiefster Armuth geboren, lag als ein Kind in einer Krippe, hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wo Er nur Sein Haupt hinlegen konnte, und starb gleich einem Uebelthäter am Kreuze. Allein ohne alle irdische Hülfsmittel, ohne Reichthümer und bewaffnete Macht, hat Er durch seine göttliche Weisheit, Liebe und Allmacht die Gestalt der Erde verändert, das Menschengeschlecht erleuchtet, veredelt, dem Verderben entrissen — und so seine göttliche Abkunft bewährt. Darauf wird in diesem Gemälde, so wie in der Geschichte, sehr schön gedeutet."

„Seht, ringsumher ist es Nacht; tiefes Dunkel deckt die nächtliche Gegend; nur das Licht, das von dem göttlichen Kinde ausgeht, erhellt Alles mit seinem Glanze. So bedeckten bei der Geburt Jesu die Finsternisse der Unwissenheit und des Heidenthums die Erde; in Jesus Christus ist aber der Welt ein Licht aufgegangen, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt. Die Menschen waren in Sünde und Laster versunken, viele glichen an Rohheit — den Thieren des Stalles; manche hatten sich durch Lasterhaftigkeit sogar unter das Vieh herabgewürdigt; allein durch Christus wurden alle, die wahrhaft an Ihn glaubten, zu besseren Menschen, zu Heiligen, zu Engeln in Menschengestalt neu umgeschaffen. So unwissend und sündig die Menschen waren, so elend waren sie auch. Allein seht, wie selig sind schon die Menschen, die seine Krippe umgeben und sich seiner Geburt freuen! Maria, Joseph, die Hirten fühlen im Anblicke des neugebornen Erlösers sich über allen Erdenjammer erhoben. Er, der in die Welt gekommen, die Menschen von allem Elende zu erlösen, ihnen wahre Freude und den

göttlichen Frieden vom Himmel zu bringen, machte schon bei seiner Geburt damit den Anfang. Die Worte des Engels erschallen noch immer an alle Menschen: „Ich verkünde euch große Freude; es ist euch ein Erlöser geboren, der da ist Christus, der Herr.“

„Zu Ihm steht jedem Menschen der Zutritt offen. Er offenbarte sich zuerst armen, einfältigen Landleuten — den Hirten, auch seine Mutter ist arm, sein Nährvater ein Handwerker, der mit harter Arbeit sein Brod erwirbt. Schon bei der Krippe Jesu wird uns gezeigt, daß Reichthum, hoher Rang und Erdenweisheit vor ihm nichts gelten. Er will nur Menschen um sich sammeln, die eines guten Willens sind, wie Maria, die heiligste Jungfrau, wie Joseph, der Gerechte, wie die Hirten, diese frommen Männer voll Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Doch weiset Er auch den größten Sünder nicht zurück, der seine Sünden bereut und sich ernstlich bessern will. Darauf deutet schon der Name des göttlichen Kindes. Deßwegen verkündete der Engel Marien den gött-

lichen Befehl: „Ihm ſollſt du den Namen Jeſus geben!“ Deßhalb wiederholte er dieſen Befehl dem Joſeph: „Jeſus, das heißt Erlöſer, ſollſt du Ihn nennen, denn Er wird ſein Volk von Sünden erlöſen.“

„Das ſündige Menſchengeſchlecht ſollte ſein Volk, ein heiliges Volk Gottes werden. Deßwegen ſehen wir über der Krippe Jeſu den offenen Himmel. Er wollte den Menſchen den verſchloſſenen Himmel wieder öffnen, ein Himmelreich auf Erden gründen, und ſo Himmel und Erde wieder vereinigen. Darüber freuen ſich die heiligen Engel Gottes, jubeln und frohlocken, preiſen Gott in der Höhe und wünſchen den Menſchen Glück zu dem Heile, das ihnen durch Chriſtus bereitet ward.“

„Was uns bei der Krippe Jeſu verkündet wird, das hat Jeſus Chriſtus erfüllt, ſo große Hinderniſſe ihm auch der Unglaube und die Hartnäckigkeit der Menſchen entgegen ſetzte; an ſo Vielen Seine Geburt und Sein Tod verloren war. Er gründete ein Himmelreich auf Erden, und ſein Werk beſtand. Manche Welteroberer

ſtifteten indeſſen Weltreiche; allein ſie überlebten ihre Reiche nicht lange, oder ſahen wohl noch lebend ſie in Trümmern zerfallen. Das Reich Jeſu allein — das wahre Chriſtenthum — breitete ſich immer weiter aus und beſtand bis auf dieſe Stunde. Ganze Völker kamen zum Glauben an Ihn und Könige zierten ihre Kronen mit Seinem Kreuze. Die alten heidniſchen Gräuel, Menſchenopfer und dergleichen, verſchwanden aus den chriſtlichen Ländern der Erde. Eine Menge von Tempeln und Kirchen erhoben ſich, in denen der wahre Gott angebetet und göttliche Wahrheit gelehrt wird. Unzählige Schulen, Armenanſtalten, Krankenhäuſer kamen durch die chriſtliche Liebe zu Stande. Wie viele Kinder, Arme und Kranke, müßten ohne dieſe milden Stiftungen in Unwiſſenheit, Laſterhaftigkeit und Elend umkommen! Millionen von Menſchen haben im Glauben an Chriſtus Beruhigung über begangene Sünden gefunden, und ſie ſind durch ihn edle Menſchen geworden. Und noch jetzt, ſo ſehr auch der Unglaube und das Verderben über Hand nehmen, ſchlagen Ihm unzählige Herzen und finden in ihm Troſt in

Noth und Tod. Noch immer wird das Evangelium, die Freudenbotſchaft von Ihm den Heiden verkündet, und wilde Völker bekehren ſich zum Glauben an Ihn, freuen ſich der himmliſchen Wahrheit und nehmen ſanftere Sitten an. Der Geburtstag Jeſu iſt daher der wichtigſte Tag in der Weltgeſchichte, und mit Recht fingen die weiſen Alten von dieſem Tage eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahreszahl ſoll uns daran erinnern, der Geburtstag Jeſu ſei der Geburtstag des Lichtes und des Heiles für alle Menſchen, die ihm Augen und Herzen öffnen wollen — der Geburtstag des wahren Menſchenglückes, der Erleuchtung und Veredlung des Menſchengeſchlechtes. Laßt uns denn, meine Kinder, an dieſem Abende und am morgigen Tage dem Erlöſer auf's neue huldigen und in den Lobgeſang der Engel mit einſtimmen."

So ſprach der Förſter; die Förſterin ſagte gerührt: „Ja, Kinder, das wollen wir! Das ſchöne Gemälde, das Anton uns ſchickte, iſt das ſchönſte Weihnachtsgeſchenk, das Anton oder irgend

ein Menſch, ja wohl ein Fürſt! — uns hätte machen können. Die Andacht, mit der ihr die frommen Bemerkungen eures Vaters angehört habt, iſt die ſchönſte Weihnachtsfeier, mit der wir den heiligen Abend feiern können. Wir wollen das Heil, das uns Gott durch den neugebornen Heiland bereitete, dankbar annehmen. Dann iſt der Geburtstag des Erlöſers auch der Geburtstag unſeres Heiles."

Siebentes Kapitel.

Widerwärtige Schicksale des Försters.

Der treffliche Förster hatte mit den Seinigen seit Antons Abreise mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachsen; der Sohn ein rüstiger junger Mann, die Töchter blühende Jungfrauen; alle sehr gut erzogen und von untadeliger Aufführung. Allmählig empfand der gute Vater aber die Beschwerden des herannahenden Alters. Er war darauf bedacht, seinen Dienst dem Sohne abzutreten. Der Fürst des Landes besuchte jährlich im Herbste auf einige Tage das fürstliche Jagdschloß Felseck; denn die Jagd war ihm bei seinen vielen Geschäften immer einige Erholung. Er war ein sehr leutseliger Herr; jeden seiner Unterthanen, auch den Geringsten, hörte er liebreich an und redete freundlich mit ihm. Als der Fürst wieder auf dem

Jagdschlosse angekommen, und die Jagd in dem Walde des alten Försters besonders gut ausgefallen war, näherte sich ihm der Fürst, klopfte ihm sehr zufrieden auf die Schulter und sagte: „Nun wie gehts, mein lieber Förster?“

„Eure Durchlaucht,“ sprach der Förster, „diesen alten Schultern will die Last des Tages zu schwer werden; ich wünsche sie jüngern Schultern übertragen zu dürfen.“ „Nun,“ sprach der Fürst, „doch wohl Eurem Sohne, dem Christian dort? Er ist ein braver Jäger, und, was ich ohne Vergleich mehr schätze, ein sehr guter Forstmann. Die Waldungen sind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im besten Zustande. Verlaßt Euch darauf, kein Anderer bekommt den Dienst. Er mag ihn auch einstweilen versehen. Indeß ist es mir lieb, wenn Ihr noch eine Zeit die Oberaufsicht und den Förstertitel beibehaltet. Auch die besten jungen Leute werden leicht übermüthig und nachläßig, wenn ihr Rockkragen zu frühe mit goldenen Börtchen verbrämt wird. Es ist mein und Euer Vortheil, wenn Ihr noch eine Zeit Förster bleibt.“

Der Förſter bezeigte dem Fürſten für die gnädige Zuſicherung ſeinen Dank und ſagte dann: „Es iſt aber noch ein anderer Umſtand dabei. Mein Sohn könnte ſich eben jetzt gut verheirathen — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längſt verſtorbenen Förſters Buſch. Das Mädchen hat erſt kürzlich auch ihre Mutter verloren, und weiß nun nicht wohin. Sie iſt arm — aber ſehr fromm, fleißig und die lautere Unſchuld, Güte und Beſcheidenheit.“ „Nun wohl“ ſprach der Fürſt; „ich lobe es ſehr, daß ein braver Mann bei ſeiner Wahl mehr auf Unſchuld und Tugend, als Geld und Gut ſehe. Ich gebe ihm die Erlaubniß zu heirathen mit Vergnügen — und die Anwartſchaft auf den Förſterdienſt dazu. Ich werde ſogleich Befehl geben, damit das Decret ausgefertigt werde.“

Der Förſterſohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung ſtand, kam auf den Wink ſeines Vaters herbei, und dankte dem Fürſten. Die Heirath kam zu Stande. Mit der jungen ſanften Frau kam neuer Segen in das Haus;

Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Förſters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, ſeine Enkel auf ſeinem Schooße zu ſehen, und die alte Förſterin wurde wie verjüngt, um ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauſes lebten mit der jungen Förſterin wie mit einer Schweſter. Alle waren ſehr glücklich.

Allein bald kam über dieſes glückliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entſpann ſich aus einer alten Geſchichte, die der alte Förſter beinahe vergeſſen hatte. Jener junge Herr von Schilf, der ehemals mit dem Förſter öfter auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf ſich herausgenommen, allein und ohne Erlaubniß des Förſters in den Wald zu gehen, und Alles, was ihm zu Geſicht kam, ohne Erbarmen niederzuſchießen. Der Förſter traf ihn im Walde und

ſagte: „Das Wildſchießen ſei ſtrenge verboten. Haben Sie, mein junger Herr, Luſt zur Jagd, ſo kommen Sie, wie bisher, zu mir. Ich nehme Sie dann gern mit mir, und weiſe Ihnen die beſten Plätze an, wo Sie dann nach Herzensluſt ſchießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir anvertrauten Forſte ſchalten und walten.“ Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förſter traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und ſagte: ‚Gott weiß es, ich thue es ungern. Allein ich muß. Die Befehle ſind ſtreng; ich kann nichts anders. Wenn ich Sie nochmals treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann — geht es Ihnen nicht gut.“ Der brave Förſter ging überdieß noch zu dem alten Herrn von Schilf, und bat ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbieten. Der alte Herr ließ zwar ſonſt ſeinem Sohne Alles hingehen. Allein dieſes Mal ward er doch ſehr aufgebracht; er fürchtete die fürſtliche Ungnade. Er drohte ſeinem Sohne mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mal auf die Jagd gehen würde; es ſei

denn, der Förſter gehe mit ihm. Allein der junge Herr war es ſchon gewohnt, ſeinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förſter einen Schuß, eilte hin und traf den jungen Herrn bei einem erlegten Hirſch. Der Förſter machte die Anzeige. Der alte Herr von Schilf reiſete ſelbſt zum Fürſten und flehte um Gnade. Der Fürſt ſagte: „Nach den Geſetzen ſollte der junge Herr in das Zuchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen; allein läßt er ſich noch einmal treffen, ſo ſchicke ich ihn ſicher dahin — und da begreifen Sie wohl, daß ich mir denn einmal keinen Rath oder andern Diener aus dem Zuchthauſe nehmen kann.“ Die Sache wurde ſo beigelegt. Der junge Herr von Schilf faßte aber einen grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förſter, und glühte, wiewohl indeß viele Jahre verfloſſen waren, noch immer von Rache gegen ihn.

Jetzt ſtarb nach einer Krankheit von wenigen Tagen der Fürſt; der Erbprinz war noch minderjährig und befand ſich eben auf Reiſen. Es wurde eine Vormundſchaft angeordnet, und in

dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schilf, der ſehr reich war und angeſehene Verwandte hatte, wurde Oberförſter. Mit großer Pracht zog er in das fürſtliche Jagdſchloß Felseck ein, von dem ihm ein Theil zur Wohnung angewieſen wurde. Er war nunmehr der Vorgeſetzte des guten Förſters, und quälte den alten Mann unſäglich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förſter konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar kürzlich die Regierung angetreten. Allein der Oberförſter von Schilf, der ſehr abgeſchliffen, gewandt und beredt war, wußte den oberſten Forſtmeiſter, der bei dem neuen Fürſten ſehr viel galt, ganz für ſich einzunehmen, und ward nun gegen den guten Förſter noch übermüthiger und feindſeliger, als zuvor. „Ihr taugt nicht mehr zum Dienſte,“ ſagte er einmal zu ihm; „ich werde darauf antragen, einen brauchbareren Mann für den ſchönen Forſt zu bekommen.“ Der Förſter ſagte: „Herzlich gern lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es ſchon längſt

gethan, wenn der hochselige Fürst es zugegeben hätte. Es ist also mein Sohn Förster.“ „Das wäre!“ sagte Herr von Schilf höhnisch lächelnd. „Da müßte ich auch etwas davon wissen.“ Der Förster berief sich auf jenes fürstliche Decret, dem zu Folge sein Sohn geheirathet hatte. „Pah,“ rief Herr von Schilf, „ich kenne es wohl.“ Er wußte es sehr künstlich anzulegen. „Es ist,“ sagte er, „blos ein Versprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann besser zu wählen wissen.“

Der alte, graue Förster bemühte sich vergebens, eine Thräne zu verhehlen und sagte: „Sein Sie nicht ungerecht, Herr Oberförster; Sie glaubten sich einmal von mir beleidigt. Deßhalb sollten Sie sich zweifach in Acht nehmen, mir wehe zu thun.“ „Was,“ rief Herr von Schilf, und seine Augen funkelten von Zorn; „Ihr selbst erinnert mich an Euere Grobheiten! Ihr selbst mahnt mich daran, daß Ihr mir mein einziges Jugendvergnügen geraubt und mich bei Hofe angeschwärzt habt. Ihr seid ein ungeschliffener,

übermüthiger Kerl. Von jeher hattet Ihr keine Achtung für höhere Stände, und hieltet Euch nur an Bettelgesindel. Eurem Sohne habt Ihr gestattet, ein Mädchen ohne Heller und Pfennig, eine wahre Bettlerin, zum Weibe zu nehmen. Euer hübsches Vermögen habt Ihr an den Bettelbuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet Euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie solltet Ihr fremdes Eigenthum und das Interesse des Fürsten gut besorgen? Geht, geht, mit Euch ist nichts anzufangen. Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr miteinander zu thun haben, und Ihr sollet mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen."

Der Förster ging. „Hum," dachte er auf dem Heimwege, „der Oberförster mag sagen, was er will. Meine Waldungen sind in der besten Ordnung. Er kann, so abgeneigt er mir auch ist, mir nichts anhaben. Ich lasse es darauf ankommen." Er sagte indessen zu Hause den Seinigen von Allem, was der Oberförster gesagt hatte, nichts, um sie nicht ohne Noth zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurückgekommen war und in seinem Lehnsessel ausruhte, trat ein Bote in die Stube, und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberforstamte.

In dem Schreiben stand: „Der bisherige Förster Grünewald sei vermöge höchsten Befehls, wegen Altersschwäche und davon herrührender Unfähigkeit, seines Dienstes entlassen und der Forst bis zur Wiederbesetzung einstweilen dem benachbarten Förster zu Waldenburg zur Verwaltung übergeben worden.“ Von einem Ruhegehalt für den verdienten alten Mann, von einer anderen Anstellung seines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt, der abgekommene Förster solle sich von dem Augenblicke an, da er dieses Schreiben erhalte, nicht mehr unterstehen, im Walde einen Schuß zu thun oder sich auch nur mit einem Gewehr blicken zu lassen, bei Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förſter öffnete das Schreiben und ward ſehr beſtürzt; ſeine Hand zitterte, in der er es hielt. Indeſſen faßte er ſich wieder und las den Seinigen, die in der Stube mit allerlei Arbeiten beſchäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Förſterin und ihre zwei Töchter wurden bleich vor Schrecken. Der junge Förſter glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförſters. Die junge Förſterin ſtand eine Weile ſprachlos da und fing dann an, laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube ſpielten, und die Mutter weinen ſahen, weinten auch. Es entſtand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte ehrwürdige Förſter ſtand ruhig in ihrer Mitte, und ſprach: „Vergeßt nicht, daß der alte Gott noch lebt. Du, Großmutter, höre zuerſt auf zu weinen, und gib unſern Kindern und Enkeln ein Beiſpiel von Vertrauen auf Gott. Gegen ſeinen Willen können böſe Menſchen uns nicht ſchaden. Dieſe Prüfung kommt von ihm; ſie wird uns einmal zu unſerm Beſten gereichen. Alſo Muth gefaßt! Gott iſt unſer mächtiger Beſchützer. Er verſtoßt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verſtoßen ſollte.

Er, der gute, reiche Vater wird es uns, seinen Kindern, nie an Brod fehlen lassen. Auf Ihn wollen wir vertrauen und unverzagt und getrost sein."

„Indeß," fuhr er fort, „will ich nichts von dem unterlassen, was ich thun kann. Ich reise Morgen des Tages zum Fürsten. Er ist so edelmüthig, als sein hochseliger Vater. Er wird mich hören, so überhäuft er auch jetzt, bald nach dem Antritte seiner Regierung, mit Geschäften sein mag. Er ist gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürstenhause über vierzig Jahre treu und redlich diente, so ohne Weiteres mit Weib, Kindern und Enkeln dem Mangel und dem Hungertode preis gebe. Du, Christian, mußt mich begleiten. Wir können ja jetzt beide abwesend sein, ohne den Oberförster um Urlaub zu bitten. Wir machen die Reise zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre für unsere jetzigen Umstände zu kostbar; ist auch gar nicht nothwendig. Die nöthigen Kleidungsstücke für die Reise finden in unsern Jagdtaschen wohl Platz. Macht nur Anstalt, daß Morgen frühe alles bereit sei."

Der alte Förſter war am folgenden Morgen ſchon vor Anbruch des Tages aufgeſtanden und weckte ſeinen Sohn. „es wird mir zu lange, auf den Tag zu warten,“ ſagte er; „es iſt ja Mondſchein und wir kennen alle Wege. Laß uns gehen!“ Die alte Förſterin legte die grüne, goldbordirte Uniform hübſch zuſammen, und ſchlug ein reines Leinentuch darüber, um ſie bequemer in die Jagdtaſche zu packen. Katharina brachte Weißzeug und einige Lebensmittel für die Reiſe. Die junge Förſterin und Luiſe machten das Frühſtück zurecht und kamen damit in die Stube. Die Kleinen ſchliefen noch. „Und bis wann gedenkſt du denn wieder zurück zu kommen?“ fragte die alte Förſterin ihren Mann. „Das weiß ich ſelbſt noch nicht genau,“ ſprach er; „vor acht Tagen ſchwerlich.“ Morgen über vierzehn Tage iſt der heilige Weihnachtsabend,“ ſagte die alte Förſterin; bis dahin kommſt du doch gewiß?“ „Wills Gott, morgen über acht Tage,“ ſagte der Förſter. „Uebrigens gehe es, wie es will, den heiligen Weihnachtsabend muß ich mit Euch feiern.“ „Gott gebe, in Freuden!“ ſagte die Förſterin. „Betet indeſſen,“

ſagte der Förſter noch, „und vertraut auf Gott. Er wird machen, daß die Sachen gehen, wie es heilſam iſt.“ Alle begleiteten die zwei Männer unter die Hausthüre. Es war noch völlig Nacht und man ſah noch nicht das Geringſte von der Morgenhelle. Sie gingen indeſſen in der kalten ſchauerlichen Dezembernacht getroſt weiter.

Alle im Hauſe waren nun um die lieben Reiſenden, beſonders um den alten Vater ſehr beſorgt. Die erſten acht Tage wußten ſie ſich zwar immer zu tröſten. Als aber weiterhin ein Tag nach dem andern verging und die Witterung höchſt unfreundlich und ſtürmiſch wurde, und es faſt unaufhörlich regnete, wurden ſie ſehr unruhig. „Ach,“ ſprachen ſie, „der Chriſtian, ſo rüſtig er iſt, wird genug auszuſtehen haben; wie aber wird der alte Vater durchkommen?“ Die zwei Kinder des jungen Förſters liefen alle Augenblicke vor die Hausthüre, um zu ſehen, ob der Vater und der Großvater denn noch nicht kämen.

So verfloßen zu den erſten acht Tagen noch acht Tage in Kummer und Sorgen. Ueberdieß hatte bald nach der Abreiſe der beiden Förſter ein Jägerburſch des Oberförſters ein amtliches Schreiben gebracht. Die Förſterin getraute ſich zwar nicht, es zu öffnen; allein ſie fürchtete, daß es nichts Gutes enthalte. Denn der Jägerburſch hatte noch mündlich mit höhniſcher Miene geſagt: „Es iſt toll, daß der alte Mann mit ſeinem jungen Brauſekopf in die Reſidenz lauft. Der Herr Oberförſter iſt ſeiner Sache gewiß. Sie richten ſicherlich nichts aus und kehren mit Schand und Spott zurück.“ Alle im Hauſe beteten indeß täglich, Gott wolle die beiden Reiſenden bei dem Fürſten ein gnädiges Gehör finden laſſen und ſie glücklich wieder nach Hauſe führen! Auch die Kinder beteten ungeheißen mit.

Achtes Kapitel.

Wie es mit dem Förster weiter ergangen.

Unter diesen traurigen Umständen brach der heilige Weihnachtsabend an. Es wurde heute früher Nacht als sonst. Denn der ganze Himmel war mit schweren Wolken bedeckt. Der Sturmwind brauste durch die alten Eichen und die schwankenden Tannen des Waldes. Es schneiete und regnete sehr heftig und die Dachrinne rauschte gleich einem Regenbach, der von einem Felsen stürzt. „Ach, Du mein Gott," sagte die alte Försterin, nachdem sie lange zum Fenster hinaus gesehen hatte, „sie kommen noch nicht. Wenn sie heute, am heiligen Christabende, ausbleiben, so ist ihnen sicherlich ein Unglück begegnet. Mir ist ganz außerordentlich bange. Es ist ja ein Wetter, man sollte keinen Hund vor die Thüre jagen, und die Wege sind zum Versinken schlecht. Ach,

wenn sie nur wieder da wären, gehe dann alles Uebrige, wie es wolle!“

Sie öffnete wieder das Fenster, sah hinaus und rief: „O Gottlob, nun kommen sie!“ Alle eilten ihnen vor die Hausthüre entgegen; alle fragten: „Nun, wie ist es in der Stadt gegangen?“ „Ich hoffe, es soll noch alles gut gehen!“ sagte der alte Förster. „Ihr werdet aber unsertwegen Kummer gehabt haben. Wir blieben lange aus. Allein ich wurde auf der Reise unwohl, und konnte nicht mehr weiter; und da es wieder besser ging, waren von dem vielen Regen die Flüsse und Bäche so angeschwollen, daß wir noch einige Tage aufgehalten wurden. Nun Gottlob, daß wir wieder da sind.“ Er trat in das Haus, kleidete sich um, und setzte sich in seinen Lehnsessel an den wärmenden Ofen. Die alte Försterin brachte eine Flasche Wein, zwei Gläser und die brennende Oellampe. „Erquickt euch doch beide ein wenig,“ sagte sie, indem sie einschenkte; „ihr werdet es beide sehr nöthig haben. Das Essen wird bald fertig sein.“ „Wohl!“ sprach der Förster, beim

Scheine des hellen Oellichtes umher schauend; „es ist doch gut, wieder zu Hause zu sein, unter den lieben Seinigen, wo man lauter freundliche und fröhliche Gesichter um sich erblickt.“

Der junge Förster hat aber indeß seiner Frau im Vertrauen gesagt: „O, es steht gar nicht gut; wir kommen wahrscheinlich um den Dienst.“ Diese erschrack sehr, und sagte es heimlich den übrigen. Der alte Förster sah, wie sich auf einmal alle Gesichter verfinsterten, und von Schrecken und Angst zeugten. „Hat Christian schon geplaudert?“ sagte er; „je nun, es ist da nichts zu verhehlen. Ihr sollet alles hören; doch werdet mir nicht zu traurig. Es ist uns ja heute Nacht ein Erlöser geboren; über dieser großen Freude müssen wir unsere kleinen Erdensorgen vergessen; wenigstens sie uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen.“ —

„Als wir,“ sprach er hierauf, „Abends spät in der Residenz ankamen, ging ich noch zu dem alten Forstrath Müller. Er ist ein sehr biederer Mann, dachte ich; er war vor alten Zeiten mein

Oberförſter und immer mein Freund. Die übrigen Räthe, die mich kannten, ſind alle todt oder in Ruhe verſetzt. Wiewohl auch er ſich Alters halber von Geſchäften zurückgezogen hat, ſo kann er mir doch den beſten Rath geben.“ So dacht' ich. Der edle Mann nahm mich auch in der That mit großer Herzlichkeit auf. Ich ſagte ihm mein Anliegen. Er ſprach: „Sie haben an dem Oberförſter einen ſehr ſchlimmen Feind, der dahier mächtige Freunde hat. Er will Ihren Dienſt einem jungen Menſchen, der ſein Bedienter war, zuſchanzen, und ſendet immer die nachtheiligſten Berichte über Sie und Ihren Sohn ein. Ich fürchte ſehr, er dringe durch und bringe den guten Chriſtian um das väterliche Brod.“ „Ach,“ ſagte ich, „es wird ja nicht ſo weit kommen! Indeß bin ich Willens, ſelbſt zum Fürſten zu gehen.“ „Thun Sie das,“ ſagte der Forſtrath. „Ich gehe mit. Indeß kommen ſie eben jetzt zu

der ungelegensten Zeit. Der Herr hat zu viele Geschäfte. Sie werden kaum vorkommen. Auch zu dem obersten Forstmeister und den Forsträthen müssen Sie gehen. Allein ich fürchte, da finden Sie keine Aufnahme. Herr von Schilf hat sie alle ganz verblendet.“ „Ich fand auch, daß der Forstrath vollkommen Recht hatte. Ich machte manchen sauern Gang. Der oberste Forstmeister nahm mich sehr kalt auf und fertigte mich kurz ab. Die andern Räthe behandelten mich nicht viel besser; ich sah nur finstere Gesichter und mußte manche harte Rede anhören. Bei dem Fürsten aber wurde ich, da der oberste Forstmeister eben um ihn war, gar nicht vorgelassen. Der Oberförster wußte mich und den Christian sehr schlau zu verleumden. Ich mag euch dieß jetzt nicht ausführlich erzählen; es betrifft ohnehin Geschäfte, die ihr nicht versteht. Alles, was wir hoffen können, ist eine Untersuchung; allein es ist zu fürchten, daß sie in solche Hände kommen werde, von denen wir wenig Gutes zu erwarten haben. — Doch diese Gespräche machen uns zu traurig, und heute Abend sollten alle Menschen

in der ganzen Christenheit fröhlich sein. Es ist ja der heilige Weihnachtsabend; wir wollen der Geburt unseres Erlösers gedenken. Das wird unsern trüben Sinn erheitern.“

Er richtete seine Blicke auf das Gemälde von der Geburt Jesu, das Anton einst geschickt hatte. Es hing in der Stube an jener Stelle, wo vorhin der Spiegel gehangen, und war, damit es nicht Schaden nehme, mit einem feinen weißen Flor verhüllt. Die kleinen Enkel des alten Försters, zwei liebliche Kinder, Franz und Klara, hatten sich schon seit mehreren Wochen auf die Feier des heiligen Weihnachtsabend gefreut. Sie sprangen auf und trockneten sich schnell die Thränen von ihren erheiterten Gesichtchen. „Großmutter,“ sagte der kleine Franz, „nimm den Flor weg von dem Bilde und zünde, wie im vorigen Jahr, die Kerzen an, damit man es auch recht sehe.“ „Und du, Großvater,“ sagte die kleine Klara, „hole deine Harfe; wir wollen unser Weihnachtsliedchen singen, das uns die Mutter gelehrt hat.“

„Nun wohl,“ sprach der Förster; „Wir wollen ein Weihnachtslied singen. Doch, sagt zuvor noch, hat sich, während wir fort waren, nichts besonders ereiguet?“ „Nichts,“ sagte die Försterin; „nur ist leider, bald nach eurer Abreise, wieder ein Schreiben von dem Oberforstamte angekommen. Was es wohl sein mag!“ Sie reichte ihm das Schreiben verschlossen hin. Er öffnete es — erblaßte — und sagte mit einem Blick zum Himmel: „Nun, Herr, dein Wille geschehe!“ Alle schauten erschrocken und erwartungsvoll auf ihn. „Was ist es denn?“ fragte die Großmutter. „Wir sollen aus diesem Hause fort,“ sagte er; „ja wir sollten schon fort sein. Der Oberförster befiehlt in diesem Schreiben, das Försterhaus müsse längstens bis zum Weihnachtsabende geräumt und gereiniget sein, damit der neue Förster auf die Weihnachtsfeiertage einziehen könne. Er droht, wenn wir ihm nicht gehorchen würden, uns durch die Amtsdiener abführen zu lassen. Mich wundert, daß sie noch nicht da sind; wir sind keinen Augenblick sicher, daß sie uns aus dem Hause werfen.“

„Ach Gott!“ rief die junge Försterin, „jetzt in dieser fürchterlich stürmischen Nacht! Hört ihr, wie draußen der Sturmwind braust? wie es reguet? Wo werden wir gegen Sturm und Regen ein Obdach finden!“ Sie sank auf einen Sessel und umfaßte ihre zwei Kinder. „Guter Gott,“ seufzte sie, „ach erbarme Du Dich dieser unschuldigen Kinder!“ Der junge Förster stand mit gefalteten Händen sprachlos vor ihr, und blickte sie und seine Kinder mit Augen voll Thränen an.

„O Du mein Gott,“ sagte die Großmutter schluchzend und die Hände ringend, „in unsern alten Tagen mit Kindern und Enkeln aus dem Hause vertrieben zu werden, in dem ich geboren bin, in dem mein Vater und mein Großvater lebten — ach, es ist schrecklich! Guter Gott, laß mich in diesem Hause, in dem ich geboren ward vollends absterben.“

Katharina weinte stille Thränen; Luise stand zitternd und bebend da, wie ein Lamm, das man schlachten will. Der alte Förster aber mit seinem ehrwürdigen Angesichte, der hohen kahlen Stirne

und den grauen Seitenlocken, blickte lange ſchweigend zum Himmel, und ſprach dann ruhig und gefaßt: „Ja, meine liebſten Kinder, es iſt an dem, daß wir dieſes Haus verlaſſen müſſen. Ich weiß keinen Menſchen, der uns alle zugleich in ſein Haus aufnehmen könnte. Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden. Ich hoffte zwar, in eurer Mitte ein ruhiges Alter zu genießen — hoffte, ihr würdet, ſo wie ihr jetzt um mich verſammelt ſeid, in dieſem Hauſe einſt alle an meinem Sterbebette ſtehen. Gott beſchloß es anders — wir wollen uns in Seinen heiligen Willen ergeben."

Er blickte auf ſeine Enkel und ſprach weiter: „Unſer Herz regt ſich, wenn wir dieſe weinenden Kinder betrachten. Gott hat noch ein liebevolleres Vaterherz gegen uns. Schickt Er ein ſo ſchweres Leiden über uns, ſo hat Er gewiß die weiſeſten Abſichten dabei. Auch dieſen Jammer wird Er zu unſerm Beſten lenken. Wenn es einmal auf das Aeußerſte gekommen, muß es wieder beſſer gehen. Die Alten ſagten ja aus wohlbewährter Erfahrung: Iſt die Noth am höchſten, ſo iſt

Gottes Hülfe am nächsten. — Wir haben in dieser Stube viele Weihnachtsabende in Freuden zugebracht, laßt uns auch den Einen traurigen von Gottes Hand willig annehmen.“

„Du hast recht, liebster Mann!“ sagte die alte Försterin; „wir wollen Alles Gott überlassen und in unserm großen Jammer getrost sein. Ach, ich dachte oft daran, wie es Maria sein mußte, als sie nicht nur in dem Stalle übernachten mußte, sondern bald darauf ihre Wohnung bei dunkler Nacht — wie jetzt wir gar verlassen, und mit ihrem göttlichen Kinde fortziehen sollte in ein anderes Land. O so groß ihr Glauben, ihr Vertrauen war, ich denke doch, daß ihr, wo nicht um ihrer selbst, doch um ihres Kindes willen, Thränen in die Augen traten! Ich weiß, was es um ein Mutterherz ist! Ihre Leiden waren gewiß herzzerschneidend. Jeder Mensch auf Erden aber muß in ähnliche Lagen kommen. Gott läßt keines seiner Kinder ungeprüft. Jene alten Geschichten werden auf eine gewisse Art an uns erneuert. Allein Derjenige, Der Marien in dem

armen Stalle und auf ihrer traurigen Flucht, tröstende Freunde und leitende Engel zuschickte, wird auch uns nicht ohne Trost lassen. Er wird zu rechter Zeit Hülfe schicken."

Nun wurde mit einem Male an der Hausthüre geklopft. „Jetzt kommen sie," sagte der alte Förster, „und werden uns aus dieser Stube vertreiben." Der Försterſohn fuhr auf, blickte nach seinem Gewehr, und rief: „Das sollen sie sich nicht unterstehen, meine grauen Eltern, mein liebes Weib, meine Kinder, meine Schwestern aus dem Hause zu werfen. Den Ersten, der an sie Hand anlegt, den — —"

„O nein, nein, mein Sohn," sprach der alte Vater, „sprich diese schrecklichen Worte, die du auf der Zunge hast, nicht vollends aus. Keine Widersetzlichkeit; nichts von unrechtmäßiger Gewalt! Gott ist über uns und ihnen. Er allein ist unser Schutz und unsere Zuflucht. Wenn unsere Bitten und Vorstellungen über diese Männer, die uns zu vertreiben kommen, nichts vermögen, so gehen wir willig aus dem Hause und flüchten

uns, bis die Nacht vorüber ist, in jene Höhle des Waldes, in der wir bei stürmischer Witterung auf der Jagd oft eine Zuflucht gefunden haben.“ „Ach,“ sprach er, indem er aus seinem Lehnsessel aufstand, „ich wollte, ein jedes aus euch könnte mit mir altem, vielgeprüften Manne sagen:

Um mich hab' ich mich ausbekümmert,
Und alle Sorg' auf Gott gelegt,
Würd' Erd' und Himmel auch zertrümmert,
So weiß ich doch, daß Er mich trägt;
Und hab' ich meinen treuen Gott,
So frag' ich nichts nach Noth und Tod.“

Neuntes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Indessen wurde wiederholt geklopft, und noch stärker, als zuvor. „Geh, Christian," sagte der alte Förster, „und öffne die Thüre." Christian ging. Nach einigen Augenblicken trat ein schöner, ansehnlicher Herr, den sie nicht kannten, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt und mit einer Pelzmütze bedeckt, zur Thüre herein. „Das ist der neue Förster!" dachten alle mit erschrockenen Herzen. Der Unbekannte erschien aber selbst erschrocken, so viele rothgeweinte Augen und schreckenblasse Angesichter zu sehen. Er nahm seine Mütze ab, stand einige Augenblicke still und sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr?" „Ach Gott," rief Luise, „es ist Anton" „Anton!" rief Katharina, „ist's möglich?" „Was fällt euch ein," sagte die alte Mutter; „dieser Herr da ist ja viel größer und

ſtärker als Anton.“ „Wahrhaftig, er iſt es,“ ſprach Chriſtian, „es iſt Anton! Um des Himmels willen, Bruder, wie kommſt du hieher? Ich hätte dich in Rom geſucht, mehrere hundert Stunden von hier!“ Der alte Vater rieb ſich die Augen, als traute er ihnen nicht, trat langſam näher, eilte aber plötzlich mit weitausgeſtreckten Armen

auf Anton zu, ſchloß ihn in die Arme und konnte nichts mehr ſagen, als: „O mein Sohn Anton!“ Sie umarmten ſich lange und innig. Nun grüßte Anton ſeine ehrwürdige Pflegemutter, ſeine Geſchwiſter, Chriſtian, Katharinen und Luiſen, voll

der herzlichsten Freude des Wiedersehens. Auch die junge Försterin und ihre Kinder, die er das erste Mal sah, grüßte er mit großer Freude und Herzlichkeit. So tief betrübt alle noch vor wenigen Augenblicken waren, so hoch erfreut waren jetzt alle. Die unerwartete Freude hatte alle Traurigkeit verscheucht, wie die aufgehende Sonne die nächtlichen Schatten zerstreut.

Jetzt aber fing die alte Mutter an: „Ach Anton, du findest uns in sehr traurigen Umständen. Du hast ja unsere Thränen noch gesehen, als du in die Stube herein kamest. Ach, laß dir unsern Jammer doch erzählen.“ „Ich weiß Alles,“ sprach Anton; „seien Sie aber vollkommen ruhig, liebste Eltern! Ihre Angelegenheiten stehen auf's Beste. Ich komme eben vom Fürsten. Er grüßt Sie, liebster Vater, auf das Freundlichste.“

„Mich?“ rief der alte Vater. „Wie kamst du zum Fürsten? Das begreife ich nicht. Wahrhaftig, ich fürchte, dieses Alles ist nur ein glücklicher Traum.“

„Nein," sprach Anton, „nichts weniger als ein Traum, sondern die gewisse Wahrheit. Setzen Sie sich einmal in ihren Lehnsessel, liebster Vater, und Sie, liebste Mutter, nehmen Sie hier Platz, und lassen Sie sich Alles ausführlich erzählen." Er legte seinen Mantel ab und holte noch ein Paar Sessel herbei. Die erfreuten Pflegeltern nahmen ihn in ihre Mitte. Alle übrigen standen umher und sahen voll Verwunderung und Erwartung auf ihn. Anton erzählte:

„Unser jetziger gnädigster Fürst war, wie Sie wissen, noch vor Kurzem als Erbprinz in Italien. Da wurden nun einmal zu Rom die Gemälde junger Künstler zur Schau ausgestellt. Er ging hin, und unter den vielen Gemälden gefiel ihm eines ganz vorzüglich. Man sagte ihm, ein junger Maler aus seinem Fürstenthume, Anton Kroner, habe es gemalt. Der Prinz ließ mich rufen, lobte mich sehr und war gegen mich ganz ungemein gnädig. Er fragte mich, was ich für das Gemälde fordere, und bezahlte mir mit fürstlicher Großmuth noch einmal so viel als ich verlangt

hatte. Da er die berühmteſten Gemälde zu Rom ſehen wollte, ſo mußte ich ihn öfter begleiten, durfte neben ihm in ſeinem Wagen ſitzen, ja ſogar einige Male bei ihm ſpeiſen. Nun wurden zu Rom mehrere alte Gemälde von ganz vorzüglicher Schönheit zum Verkauf ausgeboten. Der Prinz fuhr mit mir hin, ſie zu beſehen. Er fragte mich bei jenen Stücken, die ihm beſonders gefielen, um meine Meinung, und beſchloß ſie zu kaufen. Es war ein Tag beſtimmt, an dem ſie öffentlich ſollten verſteigert werden. Der Prinz konnte aber nicht mehr ſo lange bleiben; er mußte nach Hauſe reiſen, und die Regierung übernehmen. Er gab mir daher den Auftrag, die Gemälde zu kaufen, und dafür zu ſorgen, daß ſie ihm ſicher und unbeſchädigt überliefert würden. Er beſtimmte, wie viel ich im äußerſten Falle für die Gemälde geben dürfte, und wies mir eine Summe Geldes an. Dieſer für mich ſo ehrenvolle Auftrag lag mir nun ſehr am Herzen. Ich war auch ſo glücklich, die Gemälde für eine bedeutend geringere Summe, als er mir geſtattet hatte, zu erhalten. Da ich bereits Alles, was für einen Maler in Italien

vorzüglich ſehenswerth iſt, geſehen hatte, und da eben ein Schiff zum Abſegeln bereit lag, ſo ſchiffte ich mich ſammt den Gemälden ein. Ich kam mit meinem koſtbaren Schatze glücklich an das Land. Da miethete ich nun für die Gemälde einen beſondern Wagen, und fuhr, damit ſie ja keinen Schaden nehmen möchten, ſelbſt mit, bis wir auf dem Wagen zuſammen in der Reſidenz anlangten. Ich eilte ſogleich nach Hofe und ließ mich melden. Der Fürſt war eben von der Mittagstafel aufgeſtanden und befand ſich in ſeinem Kabinete. Ich kam ſogleich vor. „Nun, willkommen in Deutſchland," ſprach der Fürſt ſehr freundlich; „was bringen Sie mir Gutes aus Italien?" „Die Gemälde," ſagte ich, „die ich Eurer Durchlaucht höchſtem Befehle gemäß gekauft habe." „Nun," ſprach der Fürſt, „und wie viele davon?" „Alle!" ſagte ich. „Alle!" rief er ſehr erfreut; „das iſt ja ganz vortrefflich." Er gab ſogleich Befehl, daß die Bilder ausgepackt und aufgeſtellt würden. Ich half auch mit. Alle waren vollkommen unbeſchädigt. Der Fürſt war in ſeinem größten Vergnügen. Denn er iſt nicht

nur ein Liebhaber, sondern auch ein Kenner von Gemälden. Ich überreichte ihm die Quittungen für die bezahlten Gemälde. „Die Summe," sprach er, „beträgt ja ein Merkliches weniger, als ich Ihnen gestattete." Ich sagte: „Eure Durchlaucht wollen befehlen, wo ich das übrige Geld abzugeben habe." „Ach," sagte er gnädig, „davon kann keine Rede sein. Ich bin Ihnen Dank schuldig. Wenn Sie mit mir zufrieden sind, so bin ich es mit Ihnen noch viel mehr. Doch — Sie sind müde von der Reise und haben sich mit Auspacken noch mehr abgemattet. Sie bedürfen der Ruhe." Er befahl, mir ein Zimmer in der Residenz anzuweisen.

„Als ich Abends in meinem Zimmer saß, fiel mir plötzlich ein, den alten Forstrath Müller zu besuchen. Er war ja, außer dem Fürsten, der einzige Mann, den ich in der Residenz kannte, und ich erinnerte mich sehr wohl, wie er ehemals als Oberförster Sie, bester Vater, öfter besuchte und mit Ihnen in der herzlichsten Freundschaft lebte. Er fragte mich, wie ich hieher komme.

Ich sagte es ihm. „Sie kommen zur glücklichsten Stunde!“ sprach er, „und fing nun sogleich an, mir zu erzählen, wie es Ihnen, liebster Vater, gehe, wie viel Verdruß Ihnen der Oberförster mache, wie Sie deßhalb selbst in die Residenz gekommen, wie Sie aber einige Tage vor meiner Ankunft unverrichteter Sache wieder abgereiset waren. Ich wollte sogleich wieder zum Fürsten. „Nicht doch!“ sagte der Forstrath, „das geht nicht. Morgen frühe müssen Sie um eine besondere Audienz bitten. Ich werde Sie begleiten. Die Sache ist jetzt schon so vorbereitet, daß wir ein geneigtes Gehör finden werden.“ Wir wurden am folgenden Morgen sehr bald vorgelassen. Ich fing sogleich von Ihnen an, und redete mit großem Eifer. Ich erzählte, wie ich in Ihr Haus gekommen, und was Sie Alles an mir gethan haben. Ich war sehr ausführlich. Der Forstrath sagte einige Male: „Zur Sache, zur Sache!“ Der Fürst aber lächelte nur und sagte: „Lassen Sie ihn immerhin reden! Die Dankbarkeit des guten Sohnes gegen seine Pflegeltern gefällt mir. Wir werden ja am Ende finden, wo das Alles hinaus

will.“ Ich kam nun auf den Herrn von Schilf und ſagte es gerade zu, warum er Ihnen ſo aufſäßig ſei, und daß er als ein Wilddieb in das Zuchthaus gekommen wäre, wenn der hochſelige Fürſt nicht zu gnädig geweſen wäre. „Nicht doch,“ ſagte der Forſtrath ernſthaft zu mir, „Sie vergeſſen den ſchuldigen Reſpekt. Fürſten können kaum zu gnädig ſein. Der Oberförſter war damals ein junger Menſch, und es konnte deßhalb immer einige Schonung eintreten.“ „Nur weiter, nur weiter!“ ſagte der Fürſt zu mir. „Ich zeigte ihm nun die Briefe, die Sie, liebſter Vater, mir nach Italien geſchrieben. Ich hatte ſie noch in der Nacht aus meinem Koffer hervor geſucht. Da iſt auch nicht ein einziger darunter, in dem nicht für den Durchlauchtigen Erbprinzen, der mit mir damals in einem Lande lebte, die beſten Segenswünſche enthalten wären. Der Fürſt las nicht nur die Stellen, die ich ihm zeigte, ſondern, nachdem er mich zuvor, mit zu vieler Gnade, um Erlaubniß gefragt hatte, die ganzen Briefe. „Nun wohl,“ ſprach er, „ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir ſchon in Italien von dem wackern Manne

gesagt haben; ein Mann der so schreibt und einen so guten Sohn erzog, kann kein schlechter Mann sein.“ „Deßhalb,“ sagte ich, „müssen Eure Durchlaucht den Oberförster bestrafen, und dem Sohne des Försters den väterlichen Dienst geben.“ Der Forstrath blickte mich unwillig an und sagte: „Spricht man denn auch einmal so mit dem gnädigsten Herrn. Zu einem Fürsten darf man nicht sagen: Sie müssen.“ — Der Fürst aber sprach mit Lächeln: „So schnell geht es freilich nicht, wie Sie meinen, junger Mann. Ich muß den Oberförster erst auch hören.“ Er winkte dem Forstrath an sein Fenster und redete einige Zeit besonders mit ihm. Der Forstrath setzte sich hierauf und schrieb. Der Fürst sagte aber zu mir: „Seien Sie ruhig, es wird recht werden.“

„Er redete nun, während der Forstrath schrieb, mit mir von Gemälden.“ „Mein seliger Vater,“ sagte er, „hat mir eine ganz artige Sammlung hinterlassen. Ich bin begierig, was Sie dazu sagen. Indeß müssen alle Gemälde wieder in bessern Stand gesetzt werden. Diese Arbeit über-

trag ich hiemit Ihnen. Wollen Sie das Geschäft übernehmen?“ „Mit dem größten Vergnügen,“ sagte ich; „aber erst nach den Weihnachtsfeiertagen. Am heiligen Weihnachtsabende habe ich meine ehrwürdigen Pflegeltern das erste Mal gesehen; an dem Weihnachtsabende muß ich sie wiedersehen; besonders da sie in einer so traurigen Lage sind, und ich ihnen erfreuliche Nachrichten bringen kann.“ „Das ist nicht mehr als billig!“ sagte der Fürst, „der Dankbarkeit gegen Eltern will ich gerne nachstehen.“

Der Forstrath war indessen mit Schreiben fertig geworden, und überreichte dem Fürsten das Blatt. Der Fürst unterzeichnete es. „Grüßen Sie mir Ihren guten Pflegevater,“ sprach er zu mir, „und sagen Sie dem braven, alten Manne, er solle außer Sorgen sein.“

„Aber wie frei Sie doch mit dem Fürsten sprachen,“ sagte der Forstrath, indem er mich auf mein Zimmer begleitete. „Ich wehrte Ihnen immer, aber Sie achteten nicht darauf. Nun, Ihrer Liebe zu Ihren Pflegeltern ist dieses zu

verzeihen. Auch finde ich, der geradeste Weg ist immer der kürzeste.“ Ich fragte nun den Forstrath, was der Fürst mit ihm gesprochen und was er ihm zu schreiben befohlen. Nach vielem Bitten gestand er mir endlich, der Fürst habe gesagt: „Bald hätte man mich zu einer Ungerechtigkeit verleitet. Dort liegt ein Dekret, in dem an die Stelle des alten Försters ein anderer Mann ernannt wird. Ich fand jedoch einige Bedenklichkeiten dabei, und habe, so sicher man auch darauf rechnete, es noch nicht unterzeichnet. Ich werde nun die Sache zuvor noch gründlicher untersuchen.“ Was der Forstrath schreiben mußte, war ein besonderer Befehl an den Oberförster, ohngefähr dieses Inhalts: „Seine Durchlaucht hätten mit allergrößtem Mißfallen vernommen, wie unwürdig der Oberförster den würdigen Förster Grünewald behandle; der Oberförster erhalte hiemit die geschärfteste Weisung, bis auf weiters weder den alten Förster noch dessen Sohn im Geringsten zu beunruhigen.“ Den Befehl mußte der Forstrath sogleich durch eine Staffete absenden. „Denn,“ hatte der Fürst gesagt, „es liegt mir sehr daran,

dem alten ehrlichen Manne, sobald möglich, Ruhe zu verschaffen.“ Der Forstrath gab mir nun noch auf, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen: „Die Untersuchung, die der Fürst anordnen werde, falle zuverläßig zu Ihrem Besten aus, und Ihr Sohn erhalte sicher den Försterdienst.“

Der alte Förster wischte sich, so wie alle übrigen, während dieser Erzählung öfter die Augen. Jetzt stand er auf, umarmte Anton, nahm den Flor von dem Gemälde der Geburt Jesu hinweg, blickte dankend zum Himmel und rief: „Nun laßt uns in den Lobgesang der Engel einstimmen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“

Zehntes Kapitel.

Der Weihnachtsbaum.

Nachdem Anton seine Erzählung geendet hatte, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach dem Befinden seiner lieben Eltern. Er hatte nicht ohne Schmerzen bemerkt, wie sehr beide seit seiner Abreise gealtert hatten. Ihre grauen Haare und ihre vielen Falten preßten ihm beinahe Thränen aus. Indeß ließ er sich davon nichts merken, um sie nicht zu betrüben. Gar sehr mußte er sich hingegen verwundern, seine Geschwister, Christian, Katharina und Luise nun in der vollen Blüthe des Lebens zu erblicken. Er rief Christians beide Kinder freundlich herbei. „Mein Gott," sagte er, „so verfließt die Zeit! Ach, vor zwanzig Jahren waren Christian, Katharina und ich Kinder wie diese hier; Luise noch kleiner. Jetzt sind diese Kinder in unsere Stelle eingerückt." Er betrachtete die zwei

Kinder mit Wohlgefallen. „Nun," sprach er, „habt ihr aber auch eure Weihnachtsgeschenke schon bekommen?" „Ach nein!" sagte der kleine Franz. „Der Oberförster hat uns den Spaß verdorben; er ist ein rechter Herodes." Die Mutter verwies ihm diese Rede. Die kleine Klara sagte: „Anton, dich hat gewiß ein Engel hieher geschickt. Hast du uns aber auch ein Weihnachtsgeschenk mitgebracht?" „O ja wohl," sagte er, „ich habe eurer nicht vergessen. Nur müßt ihr warten, bis meine Kutsche nachkommt. In dieser ist Alles." Die Kinder gaben sich zufrieden.

Hierauf wurde das Abendessen aufgetragen. Es wurde aber mehr geredet, als gegessen. Nach Tische verlangten die Kinder in das Bett. Alle übrigen blieben aber noch bei einander auf. „Den lieben Kleinen," sagte Anton, „müssen wir morgen frühe noch eine besondere Freude machen. Wir müssen ihnen einen Weihnachtsbaum zurichten. Denn wie in einigen Gegenden die Krippe, so ist in andern der Weihnachtsbaum Sitte. Christian muß sich aus Liebe zu seinen Kindern schon be-

quemen, noch dieſe Nacht aus dem nahen Walde eine junge Tanne zu holen. Das Nöthige, den Baum zu ſchmücken, bringe ich mit. Ich habe meinen Kutſcher, deſſen Pferde faſt erlegen waren, in Aeſchenthal zurückgelaſſen, und bin auf dem Fußſteig über alle Berge hieher geeilt; morgen frühe aber vor Anbruch des Tages wird die Kutſche mit meinem Koffer und übrigem Gepäcke hier eintreffen.“

Am folgenden Morgen, ſehr frühe, da die Kinder noch ſüß und ſanft ſchliefen, waren ſchon alle Erwachſene im Hauſe mit Aufſtellung und Ausſchmückung des Weihnachtsbaumes beſchäftigt. Ein junger ſchöner Tannenbaum mit dichten grünen Aeſten wurde in der Stubenecke zwiſchen den Fenſtern angebracht. Anton öffnete, nachdem die Kutſche abgepackt war, eine große Schachtel, die faſt mit allem, was Kinder freuen kann, gefüllt war. Er hängte die kleinen Geſchenke — ſchönes Obſt, allerlei buntes Zuckerwerk, niedliche Körbchen voll verzuckerter Mandeln, Kränze von künſtlichen Blumen mit roſenfarbenen oder himmelblauen

Bändern geziert, nebſt allerlei flimmerndem Spielzeuge an den Baumzweigen auf. Er wußte Alles ſehr maleriſch zu ordnen. Nun nahm er auch ein paar Dutzend kleine blecherne Lampen hervor, die mit Wachs eingegoſſen waren. Er hängte ſie vorſichtig, damit ſie den Baum ſchön beleuchten, aber nicht anbrennen konnten, an den Zweigen auf. Da Alles fertig war, gingen Katharina und Luiſe, die Kinder zu wecken. „Sie dürfen aber nicht früher kommen," ſagte Anton, „als bis ich mit dem Anzünden der Lampen fertig bin und bis die Mutter ruft."

Als die Kinder von den Weihnachtsgeſchenken hörten, verging ihnen ſogleich aller Schlaf. Man konnte ſie nicht ſchnell genug ankleiden. Endlich rief die Mutter: „Jetzt kommt!" Die Kinder ſprangen eilig in die Stube — blieben aber von Glanz und Schimmer geblendet plötzlich ſtehen. Vor Erſtaunen und Entzücken über den unerwarteten Anblick konnten ſie Anfangs nicht reden. Sie ſtaunten den wunderſam ſchimmernden Baum mit ſtarren Augen und offenem Munde unverwandt an. Der grüne Glanz der Zweige,

die Lichter, die dazwiſchen wie Sterne ſchimmerten, die hochroth ſtrahlenden Aepfel, die goldgelben Birnen, die vielen bunten und funkelnden Sachen kamen ihnen wie Zauberei vor. Sie wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten. Endlich riefen ſie höchſt entzückt: „O wie ſchön, o wie herrlich!“ Franz ſagte: „Einen ſolchen Baum, der ſo ſchön iſt und im Winter ſo vielerlei Früchte trägt, gibt's in unſerm ganzen Walde nicht.“ „Ei,“ ſagte Klara, „ſolche Bäume wachſen nur im Paradieſe, oder gar nur im Himmel. Nicht wahr, Mutter, das Chriſtkindlein hat uns den Baum geſchickt?“ „So, wie er da iſt,“ ſprach die Mutter, „nun eben nicht. Indeß hat doch Chriſtus, der einſt als ein Kind in der Krippe lag und nun im Himmel iſt, euch dieſe Freude beſchert. Denn wäre Er uns nicht geboren, ſo wüßten wir nichts von Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeſchenken.“ „Nun gut,“ ſagten die Kinder, „wir wollen Ihn ſchon recht lieb haben und Ihm recht folgen. Er iſt doch gar ſo gut, und hat die Kinder gar ſo lieb. Eine ſolche Freude, wie Er uns macht, hatte noch kein Menſch in der Welt.“

Die Großmutter ſprach: „Es iſt wohl wahr, ein erwachſener Menſch kann kaum eine ſolche Freude empfinden, wie ihr Kinder.“ Schuldloſe Kinder ſind die ſeligſten Geſchöpfe auf Erden; ihre Freuden ſind rein und lauter. Gott erhalte euch unſchuldig und gut!“ — „Ach,“ ſagte ſie zu den übrigen, „die Freuden der Erwachſenen werden nur zu oft von Kummer und Sorge, von Ehrſucht, Geiz, andern böſen Leidenſchaften, wohl gar von Gewiſſensbiſſen verbittert. Darum iſt es ein ſchönes wahres Wort unſers göttlichen Erlöſers: „Wenn ihr euch nicht bekehret und nicht werdet wie die Kinder, ſo könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Der Großvater ſagte: „Der Gebrauch mit dem Weihnachtsbaume gefällt mir ſehr wohl. Es war klug und weiſe von unſern Voreltern, daß ſie darauf bedacht geweſen, die ſchönen chriſtlichen Freudenfeſte auf mancherlei Weiſe den Kindern zu Tagen der Freude zu machen. Dieſe kindliche Freude macht ihnen die Feſttage des Herrn lieb und werth, und bereitet ihr Herz vor, an der höhern Feſtfreude, an dem Heile, das uns allen

geworden, Theil zu nehmen. Von nun an soll in diesem Hause, an jedem Weihnachtsfeste den lieben Kleinen immer ein Weihnachtsbaum grünen. Wenn er auch nicht so prächtig geziert sein sollte, wie dieser, so wird er ihnen doch nicht weniger Freude machen. Es braucht wenig, Kinder zu erfreuen; einige Aepfel, Birnen, vergoldete Nüsse reichen schon hin, wenn man etwa nichts Besseres hat. Auch wird wohl niemand knickern wollen, wenn es darauf ankommt, Kindern eine schuldlose und heilsame Freude zu machen. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bei der Kinderzucht große Dienste leisten; er kann uns, wenigstens sehr oft, die Ruthe ersparen. Kinder, die einmal einen Weihnachtsbaum gesehen haben, freuen sich gewiß das ganze Jahr wieder darauf, und werden gewiß mehr auf die Worte achten: Wenn ihr nicht gehorcht, bekommt ihr keinen Weihnachtsbaum! — als wenn man ihnen mit Schlägen drohte."

Die Eltern und Großeltern dankten nun dem Anton für die viele Freude, die er ihren Kindern und Enkeln gemacht hatte. „Es ist eine Kleinig-

keit," sagte er, „die nicht der Rede werth ist. Indeß muß ich Sie bitten, daß auch Sie einige kleine Weihnachtsgeschenke von mir nicht verschmähen." Er schloß seinen Koffer auf, der in einer Ecke der Stube stand. „Diesen Koffer," sagte er, „haben Sie mir einst reichlich gefüllt mit auf die Reise gegeben; es ist nicht mehr als billig, daß Sie ihn nicht ganz leer wieder zurück erhalten." Er überreichte der alten Försterin kostbares Pelzwerk und Seidenzeug. „Es ist ja die Pflicht guter Kinder," sagte er, „ihre alten Eltern bei der rauhen Jahreszeit warm zu halten." Der jungen Frau und den zwei Jungfrauen gab er grünen Taffet zu Kleidern, seidene Halstücher aus Mailand und andern Frauenzimmerputz. Der junge Förster bekam eine vortreffliche Doppelflinte, deren Schaft von Nußbaumholz sehr schön mit Silber eingelegt war. „Sie, liebster Vater," sagte Anton zu dem alten Förster, „müssen nun nicht mehr auf die Jagd gehen; Sie müssen nun von Ihren vielen Beschwerden ausruhen. Sie brauchen Stärkung in ihren alten Tagen. Der Korb dort ist mit Flaschen vom besten alten

Rheinwein gefüllt. Und hier ist ein Becher dazu. Anton überreichte ihm einen silbernen Becher, der innen prächtig vergoldet war. Außen auf dem Becher waren in einem Kranze von Eichenlaub die Worte eingegraben: „Meinem lieben Vater Friedrich Grünewald zur Erinnerung an den Weihnachtsabend 1740, überreicht am Weihnachtsfeste 1768 von dessen dankbarem Sohne Anton Kroner.“ Der alte Förster umarmte Anton mit Thränen in den Augen. Allein Anton übergab ihm überdieß noch eine Rolle Gold. „Sie, liebster Vater,“ sagte er, „haben große Summen auf mich verwendet. Es wäre nicht recht, wenn Ihre übrigen Kinder und Ihre Enkel dadurch sollten verkürzt werden.“ Der edle Greis erstaunte und wollte das Geschenk nicht nehmen. Allein Anton sagte: „Es ist nichts weniger als ein Geschenk von mir. Der gnädigste Fürst hat mich so reichlich beschenkt, und sein Geschenk freute mich zweifach, weil ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, Ihnen an einer alten Schuld, die ich nie werde ganz bezahlen können, wenigstens Einiges abzutragen.“ Alle Umstehenden waren höchst erstaunt. Die alte

Försterin aber sagte: „Ach Anton, wie hätten wir an jenem Weihnachtsabende, an dem du das erste Mal in unser Haus kamest, denken können, daß du uns dereinst einen so fröhlichen Weihnachtsabend bereiten, uns durch die Verwendung bei Seiner fürstlichen Durchlaucht aus so großer Noth retten, und uns Alles, was wir an dir thaten, so reichlich vergelten würdest!“ „Das hat Gott gethan,“ sprach Anton. „Er führte mich in Ihr Haus, um Sie und mich reichlich zu segnen. Sein Name sei gepriesen.“

„Doch,“ sprach jetzt Anton, „erlauben Sie nun, daß ich sogleich abreise.“ „Was, wie, warum?“ riefen Alle erstaunt. Allein Anton sagte: „Ich fahre jetzt zu Herrn Riedinger. Ich hoffe dort noch dem Gottesdienste beiwohnen zu können, meinem vortrefflichen Lehrmeister durch meinen Besuch eine unerwartete Freude zu machen, und ihn morgen Abends hieher zu bringen. Dann wollen wir die übrigen Weihnachtsfeiertage, ja alle Tage des noch übrigen Jahres recht fröhlich beschließen.“ Alle begleiteten Anton an die Kutsche. Am Abende des andern Tages kam

Anton mit seinem Lehrmeister an, und das alte Försterhaus in dem düstern Walde beherbergte in diesen Tagen so selige Menschen, als je auf Erden gelebt haben.

Was von Antons Geschichte noch weiter bemerkt zu werden verdient, ist kurz dieses. Anton bat den alten Förster und dessen Hausfrau, ihm ihre Tochter Luise zur Ehe zu geben. Beide

bewilligten es mit Freuden. „Ach Luise," sprach die alte Großmutter, „damals, als du dem Anton jenes Aepfelein zum Weihnachtsgeschenk gegeben

haſt, dachte ich wohl nicht daran, daß er dich dereinſt als ſeine Braut zum Altare führen würde.“ Das Hochzeitfeſt war ein ſo freudiges Feſt, als je eines in dem Förſterhauſe gefeiert wurde. Anton aber kaufte ſich in der Reſidenz ein eigenes Haus, hatte als ein ſehr geſchätzter Maler immer ſehr viel zu malen, und lebte mit Luiſen in der ſeligſten Eintracht.

Im folgenden Frühlinge kam der Fürſt ganz unerwartet auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe Felseck an, und brachte den alten Forſtrath Müller und einen auswärtigen forſtverſtändigen Mann mit ſich. Der Oberförſter war ſehr beſtürzt und verſprach ſich von dieſem gnädigen Beſuche wenig Gutes. „Sie haben meine Befehle überſchritten,“ ſagte der Fürſt zu ihm. „Ich hatte zwar, durch Ihre Berichte verleitet, den alten Förſter ſeiner Geſchäfte überhoben, und war Willens, den jungen Förſter auf einen ſehr geringen Förſterdienſt zu verſetzen; allein die ganze Familie ſo unmenſchlich aus dem Forſthauſe zu verſtoßen, wie Sie es im Sinne hatten, war nie mein Wille. — Doch

wir wollen vorerſt die Waldungen in Augenſchein nehmen.“

Des Oberförſters eigener Bezirk befand ſich in einem kläglichen Zuſtande. „Auf den Papieren, die er einſchickte,“ ſprach der Fürſt, „fand ſich Alles vortrefflich. Da war Alles ſo ſchön geſchrieben und linirt, wie geſtochen. Allein im Walde finde ich es anders. Auf manchem Platze iſt offenbar ohne Vergleich mehr Holz geſtanden, als in den Rechnungen ſteht. Der Menſch hat mich abſcheulich betrogen.“ Der Oberförſter hatte, wie ſich's in der Folge zeigte, an eine benachbarte Eiſenſchmelze nach und nach einige tauſende Klafter Holz mehr abgegeben, als er in Rechnung brachte. Er hatte, um ſeinen großen, beinahe fürſtlichen Aufwand zu beſtreiten, nicht nur ſein eigenes Vermögen verſchwendet und ſich in Schulden geſteckt, ſondern ſich überdieß noch Untreue gegen ſeinen Fürſten erlaubt. Der Fürſt ſetzte ihn ab, und verurtheilte ihn, den Schaden zu vergüten. Der arme Herr von Schilf lebte von nun an auf ſeinem kleinen, überſchuldeten Landgute in ſehr dürftigen Umſtänden.

Den Waldbezirk des alten Förſters fand der Fürſt im trefflichſten Zuſtande. Er kam in eigener Perſon zu ihm in das Haus, bezeigte dem alten Manne ſeine Zufriedenheit, ließ ſich deſſen ganze Familie vorſtellen und redete mit allen ſehr freundlich. Bevor er ſeinen Schimmel beſtieg, den ein Reitknecht vor dem Förſterhauſe am Zaume hielt, ſagte er zu dem Förſterſohne: „Er iſt hiemit Förſter; mache er ſeine Sache ferner ſo gut!“ „Sie,“ ſprach der Fürſt zu dem alten Förſter, „ſind nun wohl etwas alt, aber noch lange nicht der abgelebte Greis, für den Herr von Schilf Sie ausgab. Sie ſind trotz Ihres Alters noch ſehr wohl bei Kräften; ich kann Sie meiner Dienſte noch nicht entlaſſen. Sie werden mich verſtehen, wenn ich Ihnen ſage: „Leben Sie wohl, Herr Oberförſter.“

89099011975

b89099011975a